

Luwig Börne – Jeanette Wohl
Briefwechsel
(1818–1824)

Ludwig Börne – Jeanette Wohl

Briefwechsel

(1818–1824)

Edition und Kommentar

Herausgegeben von
Renate Heuer und Andreas Schulz

De Gruyter

ISBN 978-3-11-020251-9
e-ISBN 978-3-11-029349-4

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalogue record for this book has been applied for at the Library of Congress

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2012 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston

Einbandabbildung: Börne am Stehpult,
Skizze von Moritz Daniel Oppenheim (1831/1833);
Skizzenbuch 1840, Heinrich-Heine-Institut, Düsseldorf
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
∞ Gedruckt auf säurefreiem Papier

Printed in Germany

www.degruyter.com

Rainer Brändle (1956–2011)
in memoriam

Vorwort

Vor einigen Jahren entstand in dem der Frankfurter Universität angegliederten Archiv Bibliographia Judaica der Plan einer historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke Ludwig Börnes, die der Forschung neue Impulse geben sollte. Das Archiv ist mit seinen Materialsammlungen zu deutsch-jüdischen Autoren von der Aufklärung bis zur Gegenwart selbst ein zentraler Ausgangspunkt für bio-bibliographische Studien.

In Kooperation mit dem Historischen Seminar der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität konnte zunächst für das Projekt einer auf mehrere Bände berechneten Ausgabe des Briefwechsels zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl breite Unterstützung mobilisiert werden. Eine zweijährige Projektförderung durch die Frankfurter Polytechnische Gesellschaft und ein Zuschuss des Kulturamtes der Stadt Frankfurt am Main ermöglichten die Finanzierung der Erarbeitung des ersten Bandes der Edition. Hierfür gebührt der Dank dem ehemaligen Universitätspräsidenten und damaligen Vorsitzenden der Polytechnischen Gesellschaft Prof. Dr. Klaus Ring und dem früheren Leiter des Kulturamtes der Stadt Frankfurt Prof. Dr. Felix Semmelroth, der trotz schwieriger kommunaler Haushaltslage eine finanzielle Beteiligung der Vaterstadt Ludwig Börnes bewerkstelligen konnte. Großen Dank schulden die Herausgeber dem Antragsteller Prof. Dr. Lothar Gall, der sich auch als Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirates des Archivs sehr für das Forschungsvorhaben einsetzte. Die Verwirklichung des Projekts wurde durch das freundliche Entgegenkommen von Dr. Wilhelm R. Schmidt, dem stellvertretenden Direktor der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, und Herrn Dr. Bernhard Tönnies, dem Leiter der Handschriftenabteilung, ermöglicht. Schließlich danken die Herausgeber ganz besonders der Lektorin des de Gruyter-Verlages Dr. Manuela Gerlof, die durch klare Zeitvorgaben und redaktionelle Vorschläge den Abschluss des Forschungsvorhabens entscheidend gefördert hat.

Die institutionelle Kooperation zwischen Archiv und Historischem Seminar legte eine gemeinsame wissenschaftliche Erschließung und Herausgeberschaft der Briefkorrespondenz nahe. An der Transkription der im

Börne-Archiv der Frankfurter Universitätsbibliothek verwahrten Originalbriefe wirkte neben den Herausgebern Dzyana Kouskoutis gerade in der Vorbereitungszeit mit. Jürgen Eglinsky hat mit akribischer Sorgfalt viele nahezu unleserliche Textstellen enträtselt und bei der Korrektur fehlerhafter älterer Abschriften hervorragende Arbeit geleistet. Er war maßgeblich an der Endredaktion beteiligt. So ist eine neue, wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Transkription mit begleitendem Textkommentar entstanden. Große Unterstützung bei der historisch-kritischen Kommentierung der Briefe leisteten Claudia Hahn-Reinwart und Rashmi Arora. Dank ihrer Recherchen konnten zahlreiche literarische Anspielungen, historische Sachverhalte und Personen aufgeklärt werden. Durch den wissenschaftlichen Kommentar wird der historische Kontext und Deutungshorizont der Korrespondenz erstmals vollständig erschlossen. Gedankt sei auch Gerhild Müller für die Mitarbeit bei der Projektverwaltung, Abdelhaq El Mesmoudi für die mannigfaltige technische Hilfe, Jutta Graf, Bettina Tüffers und Jens Weinhold für ihre Unterstützung bei der Endredaktion sowie Katharina Stober, Benedikt Wintgens und Andreas Biefang für zahlreiche Hinweise und Anregungen. Die Herausgeber hoffen, dass sich der Abschluss des Forschungsvorhabens durch eine weitere finanzielle Förderung realisieren lassen wird. Der vorliegende Band sollte dazu ermutigen.

Frankfurt am Main und Berlin,
im Dezember 2011

Die Herausgeber

Inhalt

Einleitung	XI
1. Der Briefwechsel und die Erfindung des »Zeitschriftstellers« Ludwig Börne (Andreas Schulz)	XIII
2. Ludwig Börne, Jeanette Wohl und das Frankfurter Judentum (Renate Heuer)	LIII
3. Zur Editions-geschichte des Briefwechsels (Renate Heuer) .	LXIX
4. Editionsrichtlinien (Renate Heuer und Andreas Schulz) . .	LXXIII
Verzeichnis der Abkürzungen	LXXIX
Verzeichnis der Briefe	LXXXIII
Der Briefwechsel (1818–1824)	1
Personenregister	597

EINLEITUNG

1. Der Briefwechsel und die Erfindung des »Zeitschriftstellers« Ludwig Börne

ANDREAS SCHULZ

Ludwig Börnes Briefwechsel mit seiner engsten Vertrauten Jeanette Wohl ist in jeder Hinsicht von herausragender Bedeutung für Biographie und Werk des Schriftstellers. Zu keiner anderen Person pflegte Börne einen vergleichbar intensiven Kontakt, niemand stand ihm näher als Jeanette Wohl. Die Briefe sind geeignet, eine bis heute erstaunlich selektive Rezeption und einseitige Werkkinterpretation in weiten Teilen zu korrigieren. Noch immer konzentriert sich die Wahrnehmung Ludwig Börnes im Wesentlichen auf die berühmten *Briefe aus Paris*¹, auf die Theaterkritiken und einige kleinere Erzählungen. Das Bild des Schriftstellers ist überdies stark durch die persönliche Fehde mit Heinrich Heine geprägt, der »wahrscheinlich folgenreichste[n] Kontroverse der deutschen Literatur«². Der literarische Statuskampf beschäftigte die Öffentlichkeit im 19. Jahrhundert, und Börne wie auch Jeanette Wohl wurden seither meist im Lichte dieser Auseinandersetzung und der Urteile Heinrich Heines betrachtet.³ Börnes private Briefe eröffnen einen anderen Blickwinkel insbesondere auf die Anfänge und das erste Jahrzehnt seiner schriftstellerischen Lebensphase. Bislang wurde der Briefwechsel mit Jeanette Wohl, obwohl Anfang der 1960er Jahre im Rahmen der Rippmann'schen Werkausgabe neu veröffentlicht, kaum beachtet. Dies erstaunt umso mehr, als die Korrespondenz einen au-

¹ Jüngste Ausgabe: Ludwig Börne. Briefe aus Paris. Hrsg. v. Alfred Estermann, Frankfurt am Main 1986.

² Ludwig Börne und Heinrich Heine, ein deutsches Zerwürfnis. Bearbeitet von Hans Magnus Enzensberger, Leipzig 1991, Editorische Notiz, S. 385.

³ Zum Problem der Börne-Rezeption »durch das Medium Heine«: Joseph A. Kruse, »Heinrich Heine über Ludwig Börne«. Börne-Bild und Heine-Forschung, in: Inge Rippmann/Wolfgang Labuhn (Hrsg.), »Die Kunst – eine Tochter der Zeit«. Neue Studien zu Ludwig Börne, Bielefeld 1988, S. 32.

tobiographischen Zugang zum Gesamtwerk erlaubt, dessen »komplexe wie komplizierte« Struktur die wissenschaftliche Forschung häufig beklagte.⁴ Ihre inhaltliche Rezeption wurde allerdings dadurch erschwert, dass ältere Editionen eine angemessene historische Kontextualisierung vermissen ließen. Die Neuausgabe der Briefe Ludwig Börnes an Jeanette Wohl zielt deshalb auf eine historische Kommentierung ihrer Entstehung, Intention und Wirkung. Auf der Grundlage einer Neutranskription der Autographen wird die Edition der Korrespondenz um die bislang nur in Bruchstücken veröffentlichten Gegenbriefe Jeanette Wohls ergänzt. In chronologischer Abfolge rekonstruiert, entfaltet sich ein politisch-literarischer Dialog, der aufgrund seiner Weitsicht und Vielfalt eine erstrangige Quelle für die historische und literaturwissenschaftliche Forschung darstellt.

Die private Korrespondenz zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl umfasst einen Zeitraum von fünfzehn Jahren – vom Beginn ihrer engeren Bekanntschaft 1818 in Frankfurt am Main bis zur Gründung eines gemeinsamen Haushaltes in Paris 1833. Börnes häufige Abwesenheit von Frankfurt war eine Folge der Weitläufigkeit seiner schriftstellerisch-publizistischen Tätigkeit. Das häufige Reisen wurde aber auch durch Zensur und politische Verfolgung erzwungen. Die kurzen Intervalle, in denen der Briefwechsel aussetzt, verbrachten beide meist gemeinsam. Die Briefe berichten Alltägliches, Privates und Persönliches, berühren familiäre Probleme und finanzielle Sorgen. Sie handeln von der großen Politik, den deutschen Verhältnissen, der Restauration der französischen Monarchie, den Verfassungs- und Nationalbewegungen in Europa. Von besonderem Interesse ist die Kultur des bürgerlichen Zeitalters: das Gespräch über Theater, Oper, Literatur, über technische Neuerungen und Moden der Zeit. Im leichten Konversationston verfasst, witzig, ironisch und geistreich, verläuft das Gespräch auf einem bemerkenswert hohen intellektuellen Niveau. Beide Briefschreiber sind Bildungsbürger par excellence, ihre Wertschätzung für Kunst, Wissenschaft und Politik ist elementarer Bestandteil ihrer Lebensführung. Der informative und zugleich unterhaltsame Stil der Korrespondenz erreicht die literarische Qualität der *Briefe aus Paris*. Eine singuläre Bedeutung erhalten die Briefe durch den funktionalen Bezug zum Gesamtwerk Ludwig Börnes. Sie ermöglichen eine Rekonstruk-

⁴ Helmut Richter, Ludwig Börne 1987. Anmerkungen zu Stand und Rezeption der Forschung nach zwei Gedenkjahren, in: *Weimarer Beiträge* 12 (1987), S. 2066–2081, hier S. 2068.

tion der literarischen Ambitionen und politischen Intentionen, geben Einblick in die publizistischen Strategien des Autors. Die Briefe bilden eine verbindende Leitlinie zwischen den Teilen des Gesamtwerkes, dessen Entstehung, Komposition und konzeptionelle Hierarchie zentraler Gegenstand des Briefdialogs ist. An Börnes Privatkorrespondenz lässt sich die Entwicklung des unbekanntem Publizisten zur öffentlichen Person nachvollziehen und Jeanette Wohls Anteil an der erfolgreichen Konstruktion seines Images als oppositioneller Nationalschriftsteller ermessen. Die Briefe geben Hinweise auf Börnes professionelles Selbstverständnis, auf das in der Forschung vieldiskutierte Verhältnis von ästhetischem Anspruch und politischer Absicht.⁵ Sie verdeutlichen die Handlungsspielräume und Ausweichstrategien oppositioneller Literatur unter den Bedingungen von Zensur und Repression.

Bereits im 19. Jahrhundert wurde über Jeanette Wohls Verhältnis zu Ludwig Börne spekuliert, zumeist – wie durch Heine – in anzüglicher und sensationsheischender Weise. Jenseits dieses biographischen Details eignet sich der Briefwechsel geradezu exemplarisch, um die These der männlichen Konstruktion komplementärer Geschlechtscharaktere im 19. Jahrhundert zu überprüfen. Jeanette Wohl jedenfalls entzieht sich den gesellschaftlichen Konventionen ihrer Zeit. Sie begnügt sich nicht mit der normativen Rolle der treuen Gefährtin, entspricht aber genauso wenig dem romantischen Gegenentwurf einer »amour fou«. Dieses Korsett ist ihr zu eng, ihr persönlicher Ehrgeiz zielt vielmehr auf einen privilegierten Beraterstatus. Den Umfang ihrer Aufgaben bestimmt sie selbst, indem sie ganz selbstverständlich als Börnes literarische Agentin und Geschäftsführerin auftritt. So beeinflusst sie beispielsweise Börnes Verhandlungsstrategie gegenüber Johann Friedrich Cotta (1764–1832) bis in die Details von Honoraren und Leistungszusagen hinein. Jeanette Wohl berät Börne in allen Angelegenheiten seiner schriftstellerischen Arbeit, sie kopiert und redigiert seine Artikel und Briefe, schlägt Verlage und Publikationsorte vor. Sie korrigiert Börnes Selbstbild eines freien Schriftstellers, indem sie ihn zur realistischen Einschätzung seiner Begabung drängt.

⁵ Vor allem Wolfgang Labuhn, *Literatur und Öffentlichkeit im Vormärz*. Das Beispiel Ludwig Börne, Königstein/Ts. 1980, S. 165 ff., der Börnes Schriften der 1820er Jahre als »operative Literatur« oder uneigentliches Schreiben zur Tarnung politischer Absichten klassifiziert.

Börne nutzt seinerseits Jeanette Wohls kulturelle Bildung bei der Abfassung seiner Kritiken, ihr ästhetisches Urteilsvermögen dient ihm als Korrektiv zur Überprüfung eigener Ansichten. Schließlich und vor allem ist die Freundin der letzte Halt während häufiger Schaffenskrisen und ernster Erkrankungen. In welchem ungewöhnlichem Ausmaß das zutrifft, zeigt sich bei jeder Unterbrechung der Korrespondenz, die bei Börne sogleich große Beunruhigung, Besorgnis und Lethargie auslöst. Der tägliche Schriftwechsel und die nach Fahrplan der Post erwarteten Briefe gliedern seinen Tagesablauf. Sie beeinflussen den Rhythmus der Arbeit, seine Stimmungslage und Produktivität. Jeanette Wohl benutzt ihre Korrespondenz mit Börne als Druckmittel zur Wiederherstellung der häufig gestörten Balance zwischen der Lebensführung und dem Arbeitsalltag des Schriftstellers. Frequenz, Länge und Tonlage von Jeanette Wohls Briefen sind zuverlässige Indikatoren, wie weit es ihr gelungen ist, die Arbeitsdisziplin des Partners zu erhalten.

Auch bei quellenkritischer Abwägung der Aussagekraft des Briefwechsels ist dessen Stellenwert für den Zugang zu Ludwig Börnes Werk von kaum zu überschätzender Bedeutung. Zwar ist davon auszugehen, dass weite Passagen die öffentliche Rezeption der Briefe antizipieren und insofern Elemente biographischer Selbstinszenierung und literarischer Stilisierung enthalten. Ansätze zur Selbstzensur und publizistischen Aufbereitung dürften bei den Briefen der 1820er Jahre aber selten zu finden sein. Es war nämlich nicht beabsichtigt, die Korrespondenz in toto zu veröffentlichen. Davon zeugen indirekt auch zahlreiche Streichungen und Schwärzungen in den Originalen, die Jeanette Wohl zuzuschreiben sind. Da sie sich zum Zeitpunkt der Entstehung der Korrespondenz über Art und Umfang der geplanten Publikation nicht im Klaren war, erschien ihr diese Vorsichtsmaßnahme geboten. Einer auszugsweisen Veröffentlichung, Gruppierung und Überarbeitung der Privatkorrespondenz wie bei den zwischen 1830 und 1833 entstandenen Pariser Briefen wären vermutlich viele emotionale Äußerungen und manche private Mitteilung zum Opfer gefallen. Möglicherweise hat Börnes Nachlassverwalterin Jeanette Wohl auch das Bedürfnis nach Richtigstellung der zahlreichen Gerüchte über ihr Verhältnis zu ihm später dazu bewogen, den Briefwechsel komplett zu veröffentlichen. Ein Vergleich mit den von vorneherein zur Publikation bestimmten, zwischen 1831 und 1834 in sechs Bänden unter Börnes Regie bei Hoffmann & Campe herausgegebenen *Briefen aus Paris* verdeutlicht die Differenz: Hatten diese eine auf die Mobilisierung der Öffentlichkeit zielende politische

Intention, so war Börnes Privatkorrespondenz der 1820er Jahre primär an die Adressatin Jeanette Wohl gerichtet.

1. Der Entstehungskontext der Briefe

Der Briefwechsel des ersten von insgesamt drei projektierten Bänden dokumentiert eine für Ludwig Börnes berufliche Existenz entscheidende Lebensphase. Hatten die napoleonischen Reformen in der Regierungszeit Karl Theodor von Dalbergs (1744–1817) viele Hoffnungen geweckt, erlebten die Juden der nunmehr »freien« Reichsstadt Frankfurt nach dem Abzug der Franzosen eine herbe Enttäuschung. Die durch eine hohe Ablösesumme erkaufte staatsbürgerliche Gleichstellung der Juden wurde auf Betreiben der Frankfurter Bürgerschaft durch den Senat wieder zurückgenommen. Für Börne hatte dies auch beruflich schwerwiegende Folgen. Im Juli 1815 wurde er seines Amtes als Angestellter der Frankfurter Oberpolizeidirektion wieder enthoben, das er im November 1811 angetreten hatte. Es blieb ihm eine jährliche Pension von 400 Gulden, die er vor Gericht gegen die Stadt hatte erstreiten müssen. Börne ergriff daraufhin in der Angelegenheit der Frankfurter Juden das Wort. Zwei schriftliche Stellungnahmen zugunsten der jüdischen Familien blieben allerdings ebenso vergeblich wie eine im Auftrag der israelitischen Gemeinde Frankfurts unternommene Mission seines Vaters Jakob Baruch (1763–1827) zum Wiener Kongress. Börne erinnerte in seiner Streitschrift an das staatliche Emanzipationsversprechen gegenüber den jüdischen Glaubensgenossen, die »überall in Deutschland an der Verteidigung des Vaterlandes den pflichtmäßigen Anteil genommen und sich mit der Waffe in der Hand als Bürger bewährt haben«.⁶

Die Zurücksetzung der Frankfurter Juden in den Rechtsstatus der alten Judenordnung von 1616 hat Börnes Verhältnis zur Heimatstadt nachhaltig getrübt. Jüdischen Einwohnern war es weiterhin untersagt, das Wahlrecht auszuüben. Sie unterlagen erheblichen Einschränkungen bei Niederlassung, Grunderwerb und Berufswahl, und die Zahl jüdischer Eheschließungen wurde durch den Senat begrenzt. Sicherlich ist Börne durch diese Erfahrungen in dem Entschluss, zum Christentum zu konvertieren, bestärkt worden. Mit Bitterkeit erwähnte er später, dass der eigene Bruder Philipp

⁶ Ludwig Börne, Aktenmäßige Darstellung des Bürgerrechts der Israeliten zu Frankfurt am Main, Rödelheim/Frankfurt am Main 1816, S. Xf.

Baruch als Freiwilliger im Befreiungskrieg gegen Frankreich sein Leben riskierte und man ihn selbst kurz darauf aus dem Amt entließ, »weil ich ein Jude war«.⁷

Es gab jedoch andere Entwicklungen, die Hoffnung machten. Mit seinen in den Briefen häufig erwähnten Studienfreunden Nathan Stiefel und Carl Leopold Goldschmidt gehörte Börne zur kleinen Minderheit jüdischer Männer, die ein Universitätsstudium aufnehmen konnten. Der ersten jüdischen Akademikergeneration blieben Staatsämter und andere herausgehobene öffentliche Positionen aber weiterhin verschlossen, so dass sie entweder als Lehrer an jüdischen Privatschulen unterrichteten oder freie Anwälte und Ärzte wurden. Auch Börne konnte ungeachtet der guten Geschäftsbeziehungen seines Vaters zum Wiener Hof kaum Aspirationen auf den Staatsdienst hegen. Obwohl er eine solche Laufbahn nicht ernsthaft erwog, ist es dennoch wahrscheinlich, dass berufliche Gründe den Ausschlag für die entscheidende Zäsur in seinem Leben gegeben haben. Dafür spricht auch die kurz vor der protestantischen Taufe im April 1818 erwirkte Namensänderung in Lud[e]wig (Carl) Börne. Vor der städtischen Behörde hatte er dies mit dem Vorhaben gerechtfertigt, eine Zeitschrift gründen zu wollen. Ein Publikum würde er hierfür, so Börne, mit seinem Geburtsnamen Löb Baruch nur schwer gewinnen. Zu groß seien die Vorurteile gegenüber der »jüdischen Nation« angesichts der mangelnden Bildung der mosaischen Glaubensangehörigen. Börnes Kalkulation ging auf, der mutige Schritt in eine freie Existenz als Publizist glückte bereits mit den ersten Zeitungsprojekten. Vor allem die 1818 erstmals publizierte *Wage* begründete seinen Ruf als scharfsinniger Beobachter der politischen Verhältnisse in Deutschland. Er nutzte den durch Identitäts- und Glaubenswechsel gewonnenen Freiraum, um jene Zustände publizistisch zu bekämpfen, die seine Abkehr vom Judentum notwendig hatten erscheinen lassen. Dass ihm dieser Schritt schwer gefallen war, macht die Korrespondenz mit Jeanette Wohl sehr deutlich. Die Briefe zeigen die Konsequenzen einer persönlichen Lebensentscheidung, die ihn wiederholt zu Reflexionen über das Verhältnis der jüdischen Minderheit zur Kultur seines Heimatlandes veranlasste. Börnes Äußerungen zur öffentlich lebhaft erörterten »Judenfrage« widerlegen die Ansicht, dass die jüdische Abstammung mit dem Beginn seiner

⁷ Ludwig Börne, Menzel der Franzosenfresser, in: Börnes Werke. Historisch-kritische Ausgabe in zwölf Bänden, hg. v. Ludwig Geiger. Band 7, hg. v. A. Stern und R. Fürst, Berlin 1913, S. 438.

politisch-journalistischen Schriftstellerei »eine untergeordnete Stellung« eingenommen habe.⁸

Ludwig Börnes publizistischer Kampf für politische Freiheit verlängerte auch das frühere Engagement für die Emanzipation des Judentums. Mit einer freiheitlichen Verfassung, so seine Erwartung, würde auch die Gleichstellung der Juden einhergehen. Börnes Standpunkt war der eines emanzipierten Juden *und* eines deutschen Schriftstellers, der für konstitutionelle Reformen im Deutschen Bund eintrat. Der Briefwechsel insbesondere der Jahre 1818 und 1819 offenbart die Risiken, denen der politische Journalismus der Restaurationsjahre in Deutschland ausgesetzt war. Obgleich Börne der Verletzung des Postgeheimnisses scheinbar mit gelassener Ironie begegnete, lassen die Briefe stellenweise erahnen, wie schwierig und psychisch belastend es war, sich Repression und Verfolgung durch häufige Ortswechsel entziehen zu müssen und zugleich die publizistische Tätigkeit fortzusetzen. Was ihn dabei trotz angeschlagener Gesundheit antrieb – neben der moralischen und materiellen Unterstützung durch die Brieffreundin und Vertraute –, das war die wachsende öffentliche Anerkennung und Wertschätzung, die er sich in den unruhigen Jahren über die Grenzen des Deutschen Bundes hinaus selbst in den Reihen seiner politischen Gegner erwarb.

Für Jeanette Wohl waren die Jahre der beginnenden Brieffreundschaft nicht minder prägend. Ihre Bekanntschaft mit Börne über die befreundete Familie Ochs in Frankfurt datierte noch aus der Zeit des »Gettojuden« Löw Baruch. Nach ihrer Scheidung aus einer unglücklichen, von den beteiligten Familien arrangierten Ehe bedeutete der Kontakt zu einem der bekanntesten Schriftsteller in Deutschland auch für sie einen Schritt in die Öffentlichkeit. Es war bald bekannt, welche Rolle Jeanette Wohl bei der Auswahl der Schriften spielte, die Börne zur Veröffentlichung bestimmte. In den Briefen wird offensichtlich, dass sie eine entscheidende Rolle bei der Etablierung des Schriftstellers Ludwig Börne spielte – und die Art ihrer Beziehung sorgte seither für unerschöpflichen Gesprächsstoff beim Publikum.

Die Briefe zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl sind Zeugnis einer innigen und dauerhaften wie zugleich schwierigen Freundschaft. Der

⁸ So die Bewertung der Entscheidung zur beruflichen Selbständigkeit als Publizist in einer älteren, aber in weiten Teilen unübertroffenen biographischen Würdigung Ludwig Börnes: Helmut Bock, Ludwig Börne. Vom Gettojuden zum National-schriftsteller, Berlin 1962, S. 105.

Korrespondenz ist an verschiedenen Stellen zu entnehmen, dass sie zu einem nicht konkret datierten Zeitpunkt öffentlich gemacht werden sollte. Ungeachtet dieser Absicht haben die Korrespondenten den emotionalen Charakter und die intime Privatheit ihrer Briefe beibehalten. Abgesehen von gelegentlichen Selbststilisierungen einer unerfüllten romantischen Liebe spiegelt der Briefwechsel das Auf und Ab wechselseitiger Enttäuschungen und ebenso tiefer Verbundenheit der beiden Vertrauten wider. Vor allem aber belegt er die auch von Jeanette Wohl vorangetriebene, kontinuierliche Arbeit am gemeinsamen Projekt der Erfindung des »Zeitschriftstellers« Ludwig Börne. Welch eminenten Anteil Jeanette Wohl an diesen entscheidenden Jahren seines ersten literarischen Ruhms hatte, erschließt sich hier in vieler Hinsicht: Sie war Börnes intellektuelle Kritikerin, seine Agentin für »public relations« und seine Finanzberaterin, und sie half ihm über die wiederkehrenden Phasen der Trägheit, später auch der gesundheitlich bedingten Erschöpfung hinweg. Mit der Stabilisierung der beruflichen Existenz als freier Schriftsteller ergaben sich Perspektiven für eine gemeinsame private Zukunft. Heiratspläne, die man um 1824, also mit dem Ende des durch die Edition erfassten Zeitraumes erstmals in aller Offenheit erörterte, wurden ohne besonderen Anlass wieder aufgegeben.

2. Zum Inhalt der Briefe

Neben zahlreichen kulturhistorisch interessanten Details über Lebenshaltungskosten in Deutschland und in Paris, über Moden, medizinische und sanitäre Verhältnisse, über Verkehr und Kommunikation, über Urbanität und provinzielle Welten usw. und neben einigen sehr präzisen Beobachtungen neuerer Entwicklungen – die Anfänge des Rheintourismus, die Entstehung und Resonanz professioneller Theaterkritik, um nur zwei zu nennen – lassen sich vier Themenbereiche herausheben, die von besonderem Interesse für die Börne-Forschung und für die Geschichte Europas in der Zeit der Restauration sind:

- Judenemanzipation und Antisemitismus in Deutschland
- Bürgertum und bürgerliche Kultur
- Journalismus und Politik
- Restauration und Liberalismus in Europa

Judenemanzipation und Antisemitismus in Deutschland

Die Geschichte der jüdischen Minderheit in Deutschland lässt sich aus drei Perspektiven betrachten: von Seiten der staatlichen Emanzipationsgesetzgebung, auf der Ebene der nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft oder aus der Sicht der jüdischen Gemeinden selbst. Seit der Aufklärung teilte sich die jüdische Bevölkerung Europas in drei Grundströmungen: eine traditionalistisch-orthodoxe, die zur sozialen Selbst-Ghettoisierung neigte, eine aufgeklärte Bildungsschicht, die sich den sozialen Normen der bürgerlichen Gesellschaft anpasste und ihre religiös-kulturellen Wurzeln weitgehend vernachlässigte, und schließlich eine zahlenmäßig eher kleine Gruppe, die ihre jüdische Erziehung und Religion mit säkularer Bildung verbinden wollte. Diesem »Reformjudentum« ist in der Forschung besondere Aufmerksamkeit zuteil geworden.⁹ Der Briefwechsel zwischen Jeanette Wohl und Ludwig Börne thematisiert diesen gesellschaftlichen Wandel, und er ist auch ein Katalysator der Veränderung des Judentums. Denn zum einen reflektiert die Korrespondenz die inneren Spannungen und die Aufbruchstimmung im jüdischen Milieu; zum anderen wurde die innere Auseinanderentwicklung des Judentums durch die Publikation der Briefe zum Gegenstand öffentlicher Erörterung, insbesondere innerhalb der jüdischen Bildungsschichten selbst.

Jeanette Wohl und Ludwig Börne können nicht ohne weiteres mit einer der hier skizzierten Strömungen innerhalb des Judentums identifiziert werden. Scheinbar klare Zuordnungen, wie sie die Börne-Forschung vorgenommen hat, stehen im genauen Widerspruch zu den Aussagen des hier edierten Briefwechsels. Aus Börnes Sicht leiden die Juden in Deutschland nämlich unter der öffentlichen Erwartung, sich zur deutschen Nation *oder* zum Judentum bekennen, zwischen Aufklärung und Tradition wählen zu müssen. Diesen Zwängen zu entkommen und der jüdischen Religionsgemeinschaft die Möglichkeit zu lassen, sich selbst aus den inneren Spannungen zu befreien, ist eine Antriebsfeder seiner literarisch-journalistischen Arbeit. Börne hält den juristischen Streit für Emanzipation und Gleichberechtigung in einem politisch zersplitterten Staatsverbund für wenig aus-

⁹ Michael A. Meyer, Antwort auf die Moderne: Geschichte der Reformbewegung im Judentum. Wien/Köln/Weimar 2000; David Sorkin, The Transformation of the German Jewry 1780–1840, Oxford/New York 1987; vgl. dazu jetzt: Saul Ascher, Flugschriften, hg. v. André Thiele, Mainz 2011.

sichtsreich. Nur durch Bildung und Selbstorganisation könne sich die jüdische Glaubensgemeinschaft emanzipieren, nur durch Selbstemanzipation gesellschaftliche Anerkennung gewonnen werden.

Die Ausgangslage für die jüdische Bevölkerung am Beginn der Restaurationspolitik in Deutschland ist äußerst ambivalent. Börne zählt zu den bald enttäuschten Anhängern Preußens, die vergeblich auf eine Fortsetzung der durch das Emanzipationsedikt von 1812 eingeleiteten Gleichstellungspolitik gehofft hatten. Stattdessen muss er anerkennen, dass ausgerechnet Österreich und dessen Staatskanzler Metternich die restriktive Judengesetzgebung seiner Heimatstadt Frankfurt in Frage stellen. Börne bemerkt mit Sorge, welch geringe Resonanz der Emanzipationsgedanke in der deutschen Gesellschaft findet. Es sind allenfalls die liberalen Abgeordneten der süddeutschen Landtage, die mehr aus Vernunftgründen als aus innerer Überzeugung für eine völlige Gleichstellung eintreten. Ihn selbst trifft es hart, und er spricht es gegenüber Jeanette Wohl deutlich aus, dass er ungeachtet seiner Taufe und des Namenswechsels in der bürgerlichen Gesellschaft stets der Jude Baruch bleibe. Er registriert, wie die Figur des »ewigen Juden« auch im Zeitalter der Post-Aufklärung und selbst in säkularisierter Umgebung unter veränderten Vorzeichen mit neuen Typisierungen wiederkehrt. Die populären Judenstücke der vormärzlichen Stadttheater, gleichviel ob sie diskriminierend oder moralisierend-affirmativ angelegt sind, betrachten Juden stets als Objekte einer auf »Veredelung« des Menschengeschlechts zielenden Erziehung. Theaterjuden repräsentieren keine Individuen oder Bürger, sondern treten als Angehörige einer jüdischen Nation und Rasse auf.¹⁰ Das Theater verstärkt die klassifizierende Wirkung gelehrter Abhandlungen zur »Judenfrage«, die das Bild eines eigentümlichen Volkscharakters zeichnen.¹¹ Börne setzt sich mit der Erfindung eines jüdischen Wesens und der Essentialisierung des Judentums auseinander – wie auch der ihm gut bekannte adlige Schriftsteller Karl von Bentzel-Sternau¹², der 1818 eine Satire über den Antisemitismus veröffentlicht.¹³ In zahlreichen Briefstellen repro-

¹⁰ Hans-Joachim Neubauer, *Judenfiguren. Drama und Theater im frühen 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 1994.

¹¹ Friedrich Rühs, *Über die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht*, Berlin 1816, S. 6.

¹² Vgl. Briefe 26, 39, 107, 109, 125 und 126.

¹³ Karl Christian Ernst von Bentzel-Sternau, *Anti-Israel. Eine Vorlesung in der geheimen Akademie zum grünen Esel als Eintrittsrede gehalten (1818)*, in: *Anti-Israel. Eine projüdische Satire aus dem Jahre 1818*, hg. v. Johann Anselm Steiger, Heidel-

duziert Börne die stereotypen Zuschreibungen eines jüdischen Phänotyps und Charakters mehr oder weniger ironisch.¹⁴ Seine Bemerkungen reflektieren die Konturen eines entstehenden antisemitischen Feindbildes im Kontext der Nationsbildung in Deutschland. Börne kritisiert die Homogenitätsphantasien der Nationalbewegung als »Deutschthümelei«. Dabei zieht er eine Linie von den altdeutschen Romantikern und Franzosenhassern Arndt und Görres zur nationaldeutschen Freiheitsbewegung: »Wenn sie herrschten, stünde es schlimm mit deutscher Sache«.¹⁵

Durch Taufe und Namensänderung hat sich Ludwig Börne äußerlich vom Judentum als Religions- und Lebensgemeinschaft gelöst. Er trifft eine radikalere Entscheidung als etwa der über zwanzig Jahre jüngere Gabriel Riesser, der als patriotischer Jude gesellschaftliche Anerkennung sucht. Mit dieser Altersdifferenz korreliert die Generationserfahrung des Jüngeren, dem um 1840 eine zunehmende Aufgeschlossenheit des liberalen Bürgertums begegnet und eine voraussetzungslose, nicht mehr an Taufe und »bürgerliche Verbesserung« gebundene Akzeptanz der Judenemanzipation. Für Börne stellt sich die Situation noch ganz anders dar. Er muss die Restauration der alten Judenordnung in seiner Heimatstadt Frankfurt 1814 und die vergeblichen Proteste der Juden in Wien miterleben. Wenige Jahre darauf bestätigen die gewaltsamen Hep-Hep-Unruhen in Süddeutschland, die auch in Frankfurt und im nahen Heidelberg ihre Spuren hinterließen, die ungünstigen Aussichten der jüdischen Bevölkerung.

Durch Börnes Übertritt zum Protestantismus verbesserte sich schlagartig seine soziale Perspektive. Bei aller inneren Anteilnahme für seine ehemaligen Glaubensgenossen war sein Status als vollberechtigter Staatsbürger jetzt ein anderer. Von diesem Standort aus war es leichter, sich mit den Argumenten und Vorurteilen auseinanderzusetzen, die von Befürwortern und Gegnern der Judenemanzipation diskutiert wurden. Er machte sich sogar die Reflexe seiner christlichen Umwelt auf das sprachlich-gestische »Jüdeln« zu eigen, das ihm »wirklich zum Ekel« sei, und ließ sich auf Diskriminierungen vermeintlich jüdischen Geschäftsgebarens ein, des sprichwörtlichen »Schacherns«, »Wucherns« und »Mauschelns«. Seine Äußerun-

berg 2004, S. 7–42, der die Judenfeindschaft in Deutschland karikiert: [...] *was haben diese ursprünglichen Araber mitten in Europa unter uns Enkeln der Perser zu thun?* (S. 39).

¹⁴ Briefe 47 und 49: *Ja, den will ich sehen, der einen Jud in Geldsachen anführt!*

¹⁵ Brief 9.

gen über jüdische Händler und Passanten, die ihm an Poststationen und in Wirtshäusern begegneten, haben häufig den gleichen herablassend-ausgrenzenden Tonfall, den er andernorts missbilligte.¹⁶ Diese Passagen wirkten auf Jeanette Wohl dermaßen irritierend, dass sie sich offenbar später dazu entschloss, besonders anstößige Sätze und namentliche Beleidigungen zu schwärzen, um sie nicht öffentlich werden zu lassen.¹⁷ Bezeichnenderweise enthielt sich Wohl gegenüber Börnes Invektiven jeglichen Kommentars – ein schweigendes Zeugnis der Belastungen gerade jener jüdischen Bildungsschichten, die sich der bürgerlichen Kultur öffneten, ohne die Sitten ihres Herkunftsmilieus preiszugeben.

Der Briefwechsel widerlegt kategorische Urteile über Börnes Verhältnis zur jüdischen Bevölkerung. Es ist nicht zu erkennen, dass Börne sich um 1818 vom Judentum vollständig löste und sich zum »Nationalschriftsteller« emanzipierte. Umgekehrt finden sich keine Belege dafür, dass er sich Zeit seines Lebens in der ihm von außen zugewiesenen Rolle des »vaterlandslosen«, deutsch-jüdischen Wanderers zwischen den Kulturen eingesperrt fühlte. Als Argument für Börnes Entfernung vom Judentum wird die Tatsache angeführt, dass die Verteidigungsschriften zur Judenfrage mit der Abhandlung *Die Juden der freyen Stadt Frankfurt und ihre Gegner* 1816 abrupt enden. Es finden sich außerdem Stellen, in denen er die Abkehr von der Stadt seiner jüdischen Kindheit als eine Befreiung schildert, ja überhaupt den Wunsch äußert, mit Juden möglichst wenig Umgang zu haben.¹⁸ Doch beschäftigt sich Börne mit dem Schicksal der früheren Glaubensgenossen in seinen Theaterkritiken, und vor allem ist es durchgängig Gegenstand des Briefwechsels mit Jeanette Wohl. Er äußert Selbstzweifel, empfindet hinsichtlich seiner »Religionsveränderung« einen Erklärungszwang Vertrauten gegenüber. Erleichtert berichtet er der Freundin, dass seine Mutter »weiß daß ich getauft bin und nicht den geringsten Verdruß davon« habe.¹⁹ Diese Rechtfertigungen waren an Familie und Freunde, nicht zuletzt aber an Jeanette Wohl gerichtet. Seine moralischen Skrupel schwächten sich im Laufe der Jahre nicht nur ab, sie wurden durch den li-

¹⁶ Am weitesten geht Börnes Reproduktion antijüdischer Stereotype bei der Charakterisierung der Stuttgarter Juden in Brief 111 (10./11. Februar 1822). Vgl. aber auch die gleich darauf folgenden Passagen zum *jüdischen Witz* (ebenda).

¹⁷ Vgl. zum Beispiel Briefe 3 und 12.

¹⁸ Vgl. Brief 32.

¹⁹ Brief 88.

terarischen Ruhm überstrahlt. Nicht überzeugend ist daher auch die psychologisierende Interpretation, die in Börne einen heimatlosen, von Zurücksetzung und Identitätskonflikten gequälten Schriftsteller sieht.²⁰ Sie folgt der zuerst von Wolfgang Menzel, dann von Gabriel Riesser erhobenen Behauptung einer jüdischen Kränkung, die durch politischen Radikalismus überkompensiert worden sei. Heinrich Heine popularisierte dieses Deutungsschema des traumatisierten Konvertiten später und kanzelte damit Börnes Revolutionsrhetorik der im Exil verfassten *Briefe aus Paris* als unpolitisch ab.²¹

Die Fiktion des ewig heimatlosen Juden findet in Börnes Briefen und Schriften denn auch keinerlei Resonanz.²² Zu schaffen macht Börne indes das sich verselbständigende Etikett des »getauften Juden«, das im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum sozialen Anti-Typus wird. Es unterstellt den Konvertiten eine soziokulturelle Täuschungsabsicht. Da sie nur aus Berechnung zum Christentum übergetreten seien, gehörten sie nicht zur deutschen Kultur. Bei den Gegnern der Judenemanzipation findet auch das säkularisierte und akkulturierte Judentum keine Anerkennung. Sie verlangen die Aufgabe des Judentums durch »wirkliche Aneignung der deutschen Volkseigenthümlichkeit«.²³ Börne allerdings muss sich weniger Fragen nach seiner Anpassungsfähigkeit als dem Problem seiner intellektuellen Ausbürgerung aus Deutschland stellen.

Kollektive Fremdzuschreibungen einer jüdischen Identität können zur prägenden Eigenerfahrung werden und möglicherweise eine Autostereotypisierung erzeugen. Doch liefert der Briefwechsel hierfür keinerlei Hinweise, es sei denn, man sucht sie im Bereich des dem Historiker weitgehend unzugänglichen Psychologisch-Habituellen. Wiederholt geht es zwar in den Briefen um stigmatisierende Judenbilder, um die vermeintliche Unent-

²⁰ So die Deutung seines Biographen: Willi Jaspers, Keinem Vaterland geboren. Ludwig Börne. Eine Biographie, TB-Neuausgabe Berlin 2003 (Hamburg 1989).

²¹ Vgl. hierzu Jürgen Eder, Jüdische Revolutionsreflexionen zwischen Gabriel Riesser und Karl Marx, in: M. Lauster/G. Oesterle (Hg.), Vormärzliteratur in europäischer Perspektive II., Bielefeld 1998, S. 21–35.

²² Zur Exilsituation der Heimatferne vgl. dagegen Brief 12 aus Paris: *Nicht blos die Entfernung von Ihnen, auch die von unseren Freunden, ja die vom deutschen Vaterlande thut mir weh. Ich hätte es selbst nicht gedacht, daß ich im heimatlichen Boden so eingewurzelt wäre. Gehe ich über die Straße und höre Deutsch sprechen, dann bin ich jedesmal hoch erfreut.* (26. Oktober 1819)

²³ Rühls, Ansprüche der Juden (wie Anm. 11), S. 39.

rinnbarkeit jüdischer Abstammung. Börne erregt sich über diese Fremdschreibungen, ohne dabei Anzeichen einer mentalen Resignation zu zeigen. Der Briefwechsel artikuliert vielmehr geradezu exemplarisch die widersprüchlichen Erfahrungen des Jüdisch- und Deutschseins zwischen Restauration und Vormärz: einerseits die allgemeine Anerkennung als Schriftsteller mit der daraus erwachsenen Verehrung, seine Integration in die bürgerliche Gesellschaft²⁴ und eine schon zu Lebzeiten einsetzende Vereinnahmung für den Besitz des deutschen Kulturerbes; auf der anderen Seite die penetrante Erinnerung an seine semitische Abkunft, die ihm unterstellte »Fremdartigkeit« und angeblich unvollständige Akkulturation. Ob diese meist untergründige, später auch offen antisemitische Klassifizierung als Argument für die Existenz eines deutsch-jüdischen Identitätsproblems bei Börne hinreicht, scheint jedoch zweifelhaft. Mit Sicherheit aber hat die erzwungene Alteritätserfahrung Börnens Kritik- und Urteilsfähigkeit gegenüber den Landsleuten christlichen wie jüdischen Glaubens enorm geschärft. So sezieren Börnens Briefe die Deutschtümelei der Turner oder die »Franzosenfresserei« patriotischer Dichter ebenso scharfsinnig, wie sie Absonderungen, Bildungsdefizite und Selbstgenügsamkeit des jüdischen Milieus karikieren.²⁵ Börnens Urteile über Juden sind oft getragen von der Herablassung des Bildungsbürgers gegenüber dem »Pöbel«. Wie seine Gesinnungsgenossen unter den Liberalen war aber auch er davon überzeugt, dass durch Emanzipation und Bildung sowohl die »Judenfrage« als auch die Unfreiheit der Deutschen überwunden werde. Im Laufe der Zeit und durch das Pariser Exil der Julimonarchie haben sich Börnens Interesse an der Problematik jüdischer Existenz in Deutschland deutlich abgeschwächt und die politischen Prioritäten verschoben. In den 1830er Jahren schien die bürgerliche Gleichstellung der Juden überdies nur noch eine Frage der Zeit zu sein. Börne wollte eine Revolution der Verhältnisse in Deutschland erreichen: das Ende der Kleinstaaterei und eine Befreiung der Deutschen aus ihrer »Sklavengesinnung«. Er war überzeugt, dass sich mit der Emanzipation der Landsleute auch die Freiheit seiner ehemaligen Glaubensgenossen vollenden werde.

²⁴ Vgl. Brief 32 über Börnens Aufnahme in Stuttgart 1821.

²⁵ Brief 7.

Der bürgerliche Bildungshorizont

Der Briefwechsel zwischen Ludwig Börne und Jeanette Wohl ist seiner Anlage nach ein intellektuelles Zwiegespräch über die Zeitverhältnisse in Deutschland und Europa. Da die Absicht der Veröffentlichung früh feststand, kommt auch den scheinbar rein privaten Mitteilungen eine erweiterte Bedeutung zu. Nachrichten über familiäre Ereignisse, Heiratspläne, Erziehungsfragen, Freundschaften und soziale Kontakte werden auch vom Standpunkt geltender gesellschaftlicher Normen aus erörtert. Unter welchen Voraussetzungen eine Ehe geschlossen werden soll und wann von ihr abzuraten ist, interessiert hier vor allem aus dem Blickwinkel bürgerlicher Familienpolitik. Die Korrespondenz gibt manche Einblicke in die fast schon zynische Kalkulation der materiellen Eheperspektiven, die vor allem von Seiten Börnes mit Blick auf die jüdische Verwandtschaft zugleich kritisiert wie als überaus erfolgreich geschildert wird. Über das bürgerliche Ideal einer harmonischen Ehe, die auf der natürlichen Verschiedenheit der Geschlechter und der Zuweisung komplementärer Geschlechterrollen beruht, nähert sich der Dialog auch den eigenen Heiratsabsichten. In einem unnachahmlichen Wechselspiel zwischen der Bekräftigung dieser Geschlechterdisparität und ihrer Infragestellung lassen beide eine gewisse Distanz zum Ideal der ungleichen Gefährtenehe erkennen. Hier klingt das Thema der sinnlich-romantischen Liebe an. Wie normativ im Gegensatz dazu die Konventionen der arrangierten Ehen für beide blieben, wird an einigen besonders berührenden Briefstellen deutlich.²⁶ Unzweifelhaft vorhandenen Emotionen und Heiratsabsichten stand am Ende die raue Wirklichkeit der auch im jüdischen Milieu praktizierten Vernunfteheliche Wege.

Von den Familiennachrichten geht der Dialog häufig über in die den Alltag strukturierenden Unternehmungen. Es ist beeindruckend, mit welcher Regelmäßigkeit und welchem Interesse beide am öffentlichen Kulturbetrieb Anteil nehmen. Der Besuch eines städtischen Theaters, eines Konzerts oder einer Gemäldesammlung, der Leihbibliothek und auch von öffentlichen Einrichtungen, die den technischen Fortschritt repräsentieren, ist fester Bestandteil ihres Alltags. Die Korrespondenz reflektiert einen Lebensstil, den das Bürgertum als verbindliche Norm und Ausweis der Zu-

²⁶ Vgl. die Briefe 176ff.

gehörigkeit zur Eigengruppe geradezu ideologisierte.²⁷ Dass diese Lebensweise sowohl ein elementares Bedürfnis nach Bildung zum Ausdruck brachte als auch kulturelle Barrieren errichtete, ist hier in seltener Klarheit nachzuvollziehen. Der Austausch über Literatur, Musik und Malerei ist einerseits vom inneren Erlebnis und ästhetischen Genuss, andererseits von Distinktionsritualen gegenüber den ungebildeten Schichten – nicht zuletzt den katholischen und jüdischen Sozialmilieus – getragen. Börnes besondere Unduldsamkeit in Bildungsfragen resultiert gewiss auch aus der schmerzhaften Erfahrung der Zurückweisung und des Ausschlusses von denjenigen Veranstaltungen, in denen sich das gebildete Bürgertum zu treffen pflegte. Kaum ein anderer sozialer Ort erfährt in den Gesprächen mit Jeanette Wohl so viel Aufmerksamkeit wie der bürgerliche Verein. Die Exklusivität dieser Agentur sozialer Vergemeinschaftung betraf in Frankfurt besonders Juden, die lange keinen Einlass fanden. Bildungs- und kulturaffine Bürger jüdischen Glaubens gründeten deshalb ihre eigenen Vereine, allen voran die Freimaurerloge *Zur aufgehenden Morgenröthe*. Zu ihren Gründungsmitgliedern zählten Börnes Vater Jakob Baruch und viele befreundete Familien des gebildeten Judentums, Ludwig Börne trat der Loge 1808 bei. Die von ihnen geübte Praxis gebildeter Konversation und zwangloser Geselligkeit unterschied sich nicht von den Vereinen der städtischen Oberschicht. Mit Genugtuung berichtet Börne seiner Briefpartnerin über die »vortrefflichen Anstalten« des Bürgertums, die er auf seinen Reisen in Süddeutschland kennenlernte. Nahezu jeden Abend war er in Lesegesellschaften und Vereinslokalen in Stuttgart und München zu Gast. Es mutet wie ein Initiationsritual an, wenn er vermerkt, dass er in die Casinogesellschaft Münchens »eingeführt« worden sei.²⁸ Beruflicher Erfolg und Bildung begründeten soziale Anerkennung und öffneten den Zutritt zur bürgerlichen Gesellschaft – diese Erfahrung war für viele Juden ein Schlüsselerlebnis, das ihren sozialen Aufstieg einleitete.

Ein weiteres Statusmerkmal bürgerlicher Lebensführung war der regelmäßige Besuch von Schauspiel und Oper. Stärker noch als in den Vereinen trat hier das Bedürfnis nach Unterhaltung hervor. Das städtische Theater

²⁷ Lothar Gall, »... ich wünschte ein Bürger zu sein.« Zum Selbstverständnis des deutschen Bürgertums im 19. Jahrhundert, in: Ders., Bürgertum, liberale Bewegung und Nation. Ausgewählte Aufsätze, hg. v. D. Hein/A. Schulz/E. Treichel, München 1996, S. 3–22.

²⁸ Vgl. u. a. Briefe 43, 46, 55, 66.

der 1820er und 1830er Jahre entfaltete abseits der etablierten Hoftheater ein reges Eigenleben. Über Spielplan und Regie entschieden die kommerziellen Interessen der Theaterunternehmer, die das Unterhaltungsbedürfnis des Publikums im Auge hatten. Vom Ideal einer moralischen Anstalt oder der Idee eines Nationaltheaters waren diese Bühnen in der Realität weit entfernt. Ein stehendes Theater erforderte beträchtliche Aufwendungen, die häufig nur durch die finanzielle Beteiligung von Theater-Aktienvereinen lokaler Interessenten gedeckt werden konnten. Bürgerliche »Theaterfreunde« engagierten das Personal und beeinflussten über die Direktion auch Spielplan und Inszenierung. Dadurch öffnete sich das Programm dem zeitgenössischen Kunstgeschmack, der ein abwechslungsreiches und weitgefächertes Repertoire schätzte. Neben den klassischen Stücken des Renaissancetheaters, den sehr populären französischen und italienischen Opern in deutscher Bearbeitung und den deutschen Dramen und Lustspielen der Goethezeit etablierte sich eine Vielfalt zeitgenössischer Possen, Rührstücke und Einakter. Ludwig Börnes Korrespondenz lässt erkennen, welchen intensiven Anteil er an den gelehrten Gesprächen über Kunst nahm. Mit seinen dezidierten Werturteilen, die er Jeanette Wohl gegenüber ohne allzu ausführliche Begründung fällt, beförderte er den Prozess der Institutionalisierung von ästhetischen Standards und sozialen Hierarchien in der darstellenden Kunst – ein Beispiel hierfür ist Börnes Beteiligung an der Diskussion über die deutsche Oper, die im Anschluss an die Uraufführung von Carl Maria von Webers *Freischütz* 1821 entbrannte.²⁹ Im Opernstreit ergriff er dezidiert Partei gegen Spontinis Bevorzugung italienischer Opern und beklagte das »Hündische Geschmeichel, mit welchem sich alle Berliner Blätter an ihn drängen«.³⁰

Durch Auswahl und Aussonderung entstand in diesen Jahrzehnten jener klassische Kanon von Kunstwerken, der die Theateraufführungen des 19. Jahrhunderts prägen sollte. Dieser Prozess war für die Kultur des Bürgertums, für dessen Integration und Abgrenzung nach unten von großer Bedeutung. Börne bewegte sich im Zentrum dieser kulturellen Vergemeinschaftung, seine Kritiken hatten maßgeblichen Anteil daran, dass sich »nach und nach ein mit Sicherheit kunstrichtendes Publikum bildet, das jede, auch die kleinste Feinheit der Darstellung empfindet und belohnt,

²⁹ Vgl. Briefe 136, 140, 141, 142 und 159; *Morgenblatt* Nr. 106 vom 3. Mai 1822.

³⁰ Brief 75 vom 25. November 1821.

ihre Versäumniß aber ebenso scharf rüget«. ³¹ Der Briefwechsel der Jahre 1818–1824 enthält eine Fülle von Beispielen dieser ästhetischen Selektion, er ergänzt in idealer Weise Börnes berühmte Kritiken.

Ludwig Börnes Opern- und Theaterkritiken sind durchgängig Gegenstand des Dialogs über Kunst. Jeanette Wohl erweist sich als eine ebenbürtige Gesprächspartnerin, die Börne regelmäßig über das Frankfurter Schauspiel, Konzerte und Opernaufführungen unterrichtet. Sie repräsentiert für ihn das gebildete Publikum, ihr ästhetisches Urteil war für Börne ein Maßstab von allgemeinem Wert. ³² Börnes Rezensionen beeinflussten das Publikum, über Wohls Mitteilungen nahm er seinerseits den vorherrschenden Kunstgeschmack wahr. Dieser wechselseitige Rezeptionsvorgang trug zur Entstehung des bürgerlichen Bildungskanons bei, denn Börnes Opern- und Theaterkritiken fanden weithin Anerkennung. Sie beanspruchen auch innerhalb des Gesamtwerks einen herausragenden Rang, was nicht zuletzt darin zum Ausdruck kommt, dass Börne diese Kritiken in der von ihm selbst besorgten ersten Ausgabe seiner *Gesammelten Schriften* bei Hoffmann & Campe unter dem Namen *Dramaturgische Blätter* als geschlossenen Textkorpus veröffentlichte. ³³ Zu einem großen Teil erschienen diese Besprechungen aktueller Aufführungen in den Jahren 1818 bis 1825, also im selben Zeitraum, den der Briefwechsel abdeckt. In Börnes Zeitschrift *Wage* bildeten die Rezensionen neben den politischen und literarischen Nachrichten eine eigene Rubrik. Sie bezogen sich überwiegend auf die *Volksbühne*, das Frankfurter Schauspielhaus. Auch Jeanette Wohl weiß um den Wert dieses Genres. Immer wieder treibt sie Börne an, auf den Reisen verfasste Berichte über die Aufführungen der Bühnen in München, Stuttgart, Darmstadt oder Karlsruhe in der *Wage* zu veröffent-

³¹ Julius von Voß' Rezension der *Emilia Galotti* in der *Haude- und Spenersche Zeitung*, 31. Mai 1806, zit. n. René Sternke, *Französische und Berliner Klassik. Die historische Variabilität des Klassischen*, in: *Der gesellschaftliche Wandel um 1800 und das Berliner Nationaltheater*, hrsg. v. K. Gerlach, Hannover 2009, S. 141–187, hier: S. 183.

³² Vgl. Brief 141: *Ich wollte Sie hätten den Freischütz schon gesehen, damit Sie mir Ihre Meinung darüber hätten sagen können, denn ich muß im Morgenblatte diese Woche davon sprechen* und Wohls Antwort in Brief 142.

³³ *Gesammelte Schriften von Ludwig Börne*, Bde. 1–8, Hamburg 1829–1832, Erster und Zweiter Teil: *Dramaturgische Blätter*; vgl. Ludwig Börne. *Sämtliche Schriften und Briefe*, hrsg. v. Inge und Peter Rippmann, 5 Bde., Düsseldorf/Darmstadt 1964/1968, Nachdruck Dreieich 1977, hier: Bd. 1, S. 205–587.

lichen.³⁴ Sie selbst war regelmäßige Besucherin des Frankfurter Schauspielhauses, und ihre Briefe an Börne zeugen von ihrem großen Interesse, ihrer literarischen Bildung und ihrem ästhetischen Urteilsvermögen.

Neben den *Briefen aus Paris* und den selbständigen Satiren erzielten Börnes Theaterkritiken die wohl größte öffentliche Wirkung. Auch wenig wohlmeinende Zeitgenossen erkannten ihre Bedeutung. Selbst Heinrich von Treitschke, der wie kaum ein anderer antisemitische Stereotype über den jüdischen »Zersetzungsliteraten« Börne verbreitete, war vom Sprachwitz der Theaterkritiken tief beeindruckt und sprach Börne deshalb das Verdienst der Erfindung des »souveränen Feuilletons« zu.³⁵ Börnes Theaterkritiken finden in der Forschung deshalb besondere Beachtung. Sie gelten entweder als Modell des journalistischen Feuilletons oder werden als verdeckte Äußerungen politischer Kritik bewertet. Letzteres trifft jedoch nur in eingeschränktem Maße zu. Börne war sich sehr wohl bewusst, dass seine Theaterkritik in einer langen Tradition formaler Regeln und ästhetischer Maßstäbe stand. Er bezeichnete sich selbst als »Naturkritiker«, um sich den Freiraum zu erhalten, den der gebildete Laie gegenüber dem gelehrten »Kunstrichter« ungefährdet beanspruchen konnte. Zweifelsohne aber entstanden seine literarischen Besprechungen in Kenntnis der von Lessing und der Aufklärung entwickelten Konzeption eines deutschsprachigen Nationaltheaters als einer moralisch-politischen Anstalt und Bildungsinstitution zur idealen Menschenerziehung. Börne verfolgte den gelehrten Diskurs zwischen Weimar und Berlin, kannte die Diskussion um die Rezeption der französischen Klassik.³⁶ Von der feinsinnigen Ästhetik der Berliner Kunstkritiker der *Vossischen* oder der *Haude- und Spenerschen Zeitung* unterschieden sich seine Kritiken nicht nur in Sprache und Stil. Börnes Maßstäbe und sein Interesse galten zuallererst der dramatischen Qualität und der Aktualität des Stoffes, vor allem dann, wenn es sich um zeitgenössische Stücke handelte. Denn die »Mätressengeschichten« der bürgerlichen Hof- und Adelskritik genügten in der noch dazu burlesken Art der Aufführung den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr. In ihrer dürftigen Inszenierung konnten diese es weder mit den antiken Dramen aufneh-

³⁴ Vgl. etwa Brief 71.

³⁵ Heinrich von Treitschke, *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert*, 5 Bde. Leipzig 1928, Bd. 3, S. 689.

³⁶ Zur Institutionalisierung des klassischen Kanons bürgerlicher Theaterdichtung: Sternke, *Klassik* (wie Anm. 31).

men noch waren sie ihrer Zeit angemessen. Börne wollte die großen Dramen der Gegenwart auf der Bühne sehen, nicht das »ausgedroschne Stroh« der Adelskritik von gestern: »wir machen Konstitutionen, rufen Stände zusammen und schicken sie nach Hause und haben damit alle Hände voll zu tun«. ³⁷ Wenn die sozialen Kämpfe und der Streit der Ideen nicht in der von ihm als Defizit des deutschen Gegenwartstheaters der 1820er Jahre diagnostizierten Manier gelehrter, fast dialektischer Regieführung aufgeführt wurden, sondern der Zuschauer darin »das Leben« erkannte, dann war der Zweck des Theaters erfüllt.

Börne war sich der Wirkung seiner dramaturgischen Kritik bewusst. Es glich einer Inszenierung, wenn er einen der etwa zehn Stehplätze ganz vorne rechts der Bühne des Frankfurter Schauspiels einnahm, um die Schauspieler aus nächster Nähe zu beobachten. Ein Paukist des Opernorchesters konnte von seinem Platz aus sehen, wie Ludwig Börne auf einem »an das Lampenblech des Proszeniums angehefteten Papierstreifen seine kritischen Notizen zur Panik aller Mitwirkenden für seine *Wage* aufzeichnete.« ³⁸ Börnes Leser saßen im als unduldsam und kritisch geltenden Theaterpublikum, unter den Logenabonnenten und Aktionisten der *Theater Actien Gesellschaft*. ³⁹ Sie waren Teil jener Bildungselite, deren Gunst und Bewunderung er in den folgenden Jahren in ganz Deutschland erwerben konnte. Von den ehemaligen jüdischen Glaubensgenossen, denen im Frankfurter Theater streng separierte Plätze zugewiesen wurden, trennte ihn eine Welt: Die Emanzipation war ihm weniger durch den Glaubenswechsel als vielmehr durch den literarischen Erfolg als Theaterschriftsteller gelungen, ein Akt der Selbstbefreiung, den nur wenige Juden, nicht einmal die erfolgreichsten Wirtschaftsbürger Frankfurts, in dieser Weise nachvollziehen konnten. Hatte man ihm in Frankfurt den Zugang zu den Vereinen des gehobenen Bürgertums lange verwehrt, so war er jetzt ein willkommener Gast in der besseren Gesellschaft von »Offizieren, Beamten und Künst-

³⁷ Rezension des Schauspiels *Elise von Valberg* von Iffland, Aufführung der Frankfurter Volksbühne vom 16. Juli 1818, in: *Die Wage. Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst*. Band 1 [Frankfurt am Main 1818], Nachdruck Glashütten/Taunus 1972, S. 77.

³⁸ Carl Gollmick, *Autobiographie nebst einigen Momenten aus der Geschichte des Frankfurter Theaters*, Frankfurt am Main 1866, S. 104, zit. n. Bernhard Frank, *Die erste Frankfurter Theater AG (1792–1842) in ihrer Entwicklung von der »Nationalbühne« zur »Frankfurter Volksbühne«*, Frankfurt am Main 1967, S. 22.

³⁹ Frank, *Theater AG* (wie Anm. 38), S. 19 ff.

lern, die mich alle sehr achten und freundschaftlich behandeln«. ⁴⁰ Adlige Hofintendanten und die Familienangehörigen der Gesandtschaftsdiplomatie in Frankfurt suchten die Bekanntschaft des Rezensenten Börne, dessen abendliches Erscheinen im Theater ein Ereignis war und dessen Reisen durch Deutschland öffentliche Aufmerksamkeit erregten. Börne war eine öffentliche Instanz geworden, ein allseits geschätzter Kunstrichter eines sich über die Hoftheater der Residenzen hinaus bis in die Provinz etablierenden professionellen Theaterbetriebes. ⁴¹ Der Briefwechsel mit Jeanette Wohl lässt erlauben, dass er diese Berühmtheit zu inszenieren wusste. Er zeigt darüber hinaus, wie viel ihm der Status eines Kunstrichters ungeachtet gelegentlicher Anflüge von Selbstironie bedeutete: Nicht durch Konversion oder Anpassung, sondern durch Bildung und kritischen Verstand, kurz: durch die Verbürgerlichung seiner Lebensweise erlangte er die Anerkennung des Publikums. ⁴²

Es ist also insgesamt zu kurz gegriffen, in Börnes Theaterkritik primär eine verdeckte Form der politischen Meinungsäußerung, eine Camouflage zur Umgehung der Zensur zu sehen. ⁴³ Zwar wird man einige Passagen finden, in denen er das Forum tatsächlich zur aktuellen Stellungnahme nutzt. Der journalistische Freiheitskämpfer Börne lässt sich vom Theater- und Opernbesucher sicherlich nicht trennen, doch sind die Motive der Kritik vielfältig, wie gerade der Briefwechsel mit Jeanette Wohl verdeutlicht. Hier treten zwei gebildete und passionierte Kulturbürger in einen engagierten Dialog über die ästhetische Höherentwicklung bzw. vermeintliche Stagnation der Bühnen- und Schauspielkunst, der Oper und Konzertmusik. Diese Kunstgespräche leben aus sich selbst heraus, aus der inneren Freude

⁴⁰ Brief 88; zum Frankfurter Vereinsleben vgl. jetzt: Christian Thorau u. a. (Hg.), *Musik – Bürger – Stadt. 200 Jahre Frankfurter Museums-Gesellschaft*, Regensburg 2011.

⁴¹ Brief 77.

⁴² Vgl. dazu Jacob Katz, *Aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft. Jüdische Emanzipation 1770–1870*, Frankfurt am Main 1988; Simone Lässig, *Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert*, Göttingen 2004; Andreas Schulz, *Lebenswelt und Kultur des Bürgertums im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2005.

⁴³ Den Eigenwert der Kritiken betont Wolfgang Beutin, »Der Weg führt vom Leben zur Bühne.« Ludwig Börnes *Dramaturgische Blätter* (1829), in: M. Pormann/Fl. Vaßen (Hg.), *Theaterverhältnisse im Vormärz* (Forum Vormärz Forschung, Bd. 7), Bielefeld 2001, S. 213–243, hier S. 233.

und Anteilnahme an Unterhaltung und Belehrung. Von Jeanette Wohls Seite aus werden sie auch im Bewusstsein geführt, Grenzen ihrer jüdischen Herkunft und ihrer Geschlechterrolle hinter sich zu lassen.⁴⁴ Börne unterstützt sie darin, begleitet ihre persönliche Emanzipation, die für Jeanette Wohl im Bildungserlebnis unter der Anleitung des bewunderten Schriftstellers und Freundes besteht.⁴⁵ Die beiden korrespondieren von gleich zu gleich – obwohl Börne diese Parität bald wieder ironisch relativiert oder auch auf irritierende Weise revidiert, indem er Jeanette Wohl bisweilen an scheinbar unverrückbare, weil »naturegegebene« Geschlechterdisparitäten erinnert.⁴⁶ Jeanette Wohl erwidert auf ihre Weise, indem sie sich über ihre orthographischen Schwächen hinwegsetzt, den ästhetisch-literarischen Dialog mit Börne aufnimmt und dabei ihren intellektuellen und musischen Interessen freien Lauf lässt.⁴⁷ Ihre Ausbildung durch Privatlehrer in Fremdsprachen, Musik und Zeichnen ergänzt sie durch musikalische Aufführungen im privaten Kreis, vor allem aber im unermüdlichen Selbststudium und durch viele Besuche im Frankfurter Schauspiel, in Opern und Konzerten. Sie reflektiert den jüdischen Anteil an der Bildungsbewegung in ihrer näheren Umgebung und kommt zu dem Ergebnis, »unsere Leute fangen an gescheidt zu werden«⁴⁸. Diese Briefpassagen zählen zu den wertvollsten Dokumenten bürgerlicher Bildungs- und vor allem weiblich-jüdischer Emanzipationsgeschichte in Deutschland.

Die Bedeutung der *Dramaturgischen Blätter* lag für beide Briefpartner auf der Hand. Neben der Zeitung war das Theater zum Medium der öffentlichen Diskussion der gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland geworden. Börne nutzte auch dieses Forum, um sich Gehör und Reputation als Kommentator und Kritiker der politischen Zustände im Europa der Restauration zu verschaffen. Selbst politische Gegner wie Friedrich Gentz zollten ihm Anerkennung für seine Fähigkeit, ein breites Publikum auf unterhaltsame Weise über Politik zu informieren. Börne wählte für seine Haltung und seinen Stil den Begriff des »Zeitschriftstellers«, womit er eine essayistische Form kommentierender Berichterstattung über Gegenstände des öffentlichen Lebens meinte.

⁴⁴ Brief 35.

⁴⁵ Brief 159.

⁴⁶ Briefe 77, 81.

⁴⁷ Vgl. z. B. Briefe 23, 67, 110.

⁴⁸ Brief 69.

Beruf und Berufung eines politischen Journalisten

Börnens Anfänge als freier Schriftsteller fallen in die »literarische Gründerzeit« (Friedrich Sengle) des Journalismus in Deutschland. Obgleich durch massive staatliche Eingriffe in die Meinungs- und Pressefreiheit behindert, waren die Jahrzehnte zwischen Wiener Kongress und der Revolution von 1848 der Beginn des modernen Medienzeitalters. Technische Neuerungen führten zur Industrialisierung des Druckgewerbes, Postverkehr und Eisenbahnbau beschleunigten die Verbreitung von Zeitungen und Zeitschriften. Mit der Gründung des Börsenvereins 1825 nahm der organisierte Verlagsbuchhandel den Kampf gegen Raubdruck und Urheberrechtsverletzungen auf. Nicht zuletzt aber erweiterte sich der literarische Markt durch eine steigende Zahl von Lesern, ein Resultat staatlicher Bildungsreformen vor allem im Bereich der Elementarschulen. Die vielbeschriebene »Leserevolution« war jedoch primär eine Bildungsbewegung bürgerlicher Schichten. Börnens Publikum fand sich unter den städtischen Mittelschichten, die ihre Zeitung in den Lesekabinetten und Leihbibliotheken bezogen. Der Großteil der Abonnements ging an die Lese- und Bildungsvereine des Bürgertums, über deren Angebot sich Börne während seiner Reisen stets informierte. Trotz der eher geringen Auflage seiner Zeitschriften von 600 bis 800 Stück ist davon auszugehen, dass der Kreis seiner Leser die Zahl der Abonnements der *Wage* und der *Zeitschwinger* um ein Vielfaches übertraf. Die Lesesäle der großzügig ausgestatteten bürgerlichen Vereinslokale wurden täglich von Dutzenden Lesern frequentiert, die Mitgliederzahl der untereinander vernetzten Vereine schwankte je nach Stadt zwischen 200 und 400 Personen. Während die Rezeption von Börnens Zeitschriften durchaus beträchtlich gewesen sein und leicht Zehntausende von Lesern erreicht haben dürfte, blieb die Zahl der Direktabnehmer (Subskribenten) angesichts hoher Herstellungs- und Vertriebskosten in den 1820er Jahren überschaubar. Selbst Cottas überregionale Augsburgener *Allgemeine Zeitung* konnte um 1825 erst 3000 bis 4000 Abonnenten werben.⁴⁹ Unter diesen Umständen war es für einen freien Publizisten unerlässlich, die Herausgeber- und Verlagstätigkeit durch journalistische Auftragsarbeiten zu ergänzen.

⁴⁹ Nach Wolfgang von Ungern-Sternberg, Medien, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte, Band 3, hg. v. K.-E. Jeismann u. P. Lundgreen, München 1987, S. 398.

Börnes erste Veröffentlichungen im *Frankfurter Journal* erweckten das Interesse des bedeutendsten Verlegers in Deutschland. Im März 1817 versuchte Johann Friedrich Cotta Börne für eine Mitarbeit an einem Zeitungsprojekt zu gewinnen, das er auf Anregung des preußischen Staatskanzlers Hardenberg den befreundeten Herausgebern Börne und Nathan Stiefel unterbreitete. Das Projekt eines »ministeriellen« pro-preußischen Blattes war nicht neu. Es war Ausdruck des Bemühens der preußischen Regierung, ihr Prestige als »Vormacht der deutschen Verfassungsbewegung« publizistisch zu unterstützen.⁵⁰ Für Cotta war die Idee einer politischen Zeitschrift attraktiv, die anders als die staatlich gelenkten Intelligenzblätter frei verfasste Artikel statt regierungsamtliche Anzeigen enthalten sollte. Sein Geschäftsmodell beruhte auf einer generellen Vereinbarung über die politische Grundausrichtung der Zeitung. Diese beinhaltete eine regierungsfreundliche Tendenz der Berichterstattung über preußische Staatsangelegenheiten, überließ aber den fest besoldeten Redakteuren die weitere Ausgestaltung des Blattes – ein Rahmenvertrag, der durch die Subventionierung eines prominenten Redakteurs und die staatliche Protektion des Unternehmens vor allem den Verleger Cotta begünstigt hätte. Die Verhandlungen führten jedoch zu nichts, Cotta ließ das Projekt fallen. Er erkannte, dass es sinnlos war, für Preußens Politik publizistisch zu werben, solange diese den Forderungen der konstitutionellen Bewegung zuwiderlief.⁵¹ Zwischen ministeriellen und liberalen Positionen bestand in der Phase der akuten Verfassungskämpfe wenig Vermittlungsspielraum. Börne sah dies offenkundig anders. Schon der Name *Der Vermittler*, den er der neuen Zeitung geben wollte, deutet auf sein damaliges Politikverständnis hin. Ein Brief an Cotta vom 2. März 1817 gibt Auskunft über seine journalistische Berufsauffassung: Eine Zeitung dürfe nicht nur eine Ansicht wiedergeben, »sondern [müsse] auch die unter einander abweichenden denkwürdigen Darstellungen der Ereignisse sammeln«. Für den Redakteur heiße das: »Weder antiministerielle Tatsachen dürfen verschwiegen, noch antiministerielle[n] Ansichten der Eintritt in unser Blatt verwehrt werden.«⁵²

⁵⁰ Monika Neugebauer-Wölk, *Revolution und Constitution. Die Brüder Cotta*, Berlin 1989, S. 524.

⁵¹ Zu Cottas Verlagspolitik: Johannes Proelß, *Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte*, Stuttgart 1892, S. 73 ff.

⁵² Brief an Cotta vom 2. März 1817, zitiert nach: Rippmann (Hg.), *Sämtliche Schriften* (wie Anm. 33), Bd. 5, S. 624.

Diese programmatische Erklärung entsprach sicherlich innerer Überzeugung. Sie richtete sich nicht gegen die preußische Regierung, auf der damals noch die Hoffnungen der konstitutionellen Liberalen ruhten. Vielmehr brachte sie Börnes liberale Berufsauffassung auf den Punkt. Diese lässt sich nicht auf das Ideal einer frei rasonierenden Öffentlichkeit reduzieren, die der Vernunft zum Durchbruch verhilft. Börnes Argumentation resultierte weniger aus einem emphatischen Wahrheitsbegriff als aus einem weitschauenden professionellen Kalkül. Er war sich darüber im Klaren, dass selbst eine partielle und verdeckte Indienstnahme durch die preußische oder jede andere Regierung den frisch erworbenen Ruf eines unbestechlichen Vorkämpfers der Meinungs- und Pressefreiheit gefährden würde. Die Methoden staatlicher Pressepolitik, die weit intensiver als Preußen noch die österreichische Regierung Metternich verfolgte, waren der liberalen Bewegung nicht verborgen geblieben. In den Jahren vor der offenen Unterdrückung der Pressefreiheit durch die Karlsbader Beschlüsse 1819 herrschte bereits ein Klima allgemeiner Verdächtigungen gegen diejenigen Verleger und Journalisten, die sich allzu großer Nähe zu den Staatsregierungen erfreuten. Von bezahlten und getarnten Agenten schien es in den Redaktionen nur so zu wimmeln. Börnes Zurückhaltung gegenüber Cottas Angebot begründete jedenfalls seinen Ruf als unabhängiger politischer Schriftsteller.

Aus dem gescheiterten Zeitungsprojekt ging eine langjährige Geschäftsbeziehung zwischen Ludwig Börne und Johann Friedrich Cotta hervor. Der spätere Bruch des Verhältnisses und die wenig ersprießlichen Äußerungen Börnes beim Ableben des Verlegers 1832 lassen beide Seiten in einem insgesamt ungünstigen Licht erscheinen. Betrachtet man die Geschäftskorrespondenz isoliert, wird der oft erhobene Vorwurf verständlich, Börne habe seinen bürgerlichen Lebensstil auf Kosten Cottas gepflegt, ohne jemals seine vertraglichen Verpflichtungen in vollem Umfang zu erfüllen. Auf Cotta fiel schon zu Lebzeiten der Verdacht, dass seine vielfach bewiesene Freigebigkeit und höfliche Diplomatie im Umgang mit seinen prominenten Autoren Teil einer systematischen Geschäftsstrategie gewesen seien, die darauf abzielte, diese dauerhaft zu verpflichten – ein in sich absurder Vorwurf, der sich gegen jeden Verleger erheben lässt. Bezieht man die Korrespondenz zwischen Börne und Jeanette Wohl stärker ein, vor allem in den Jahren der Anbahnung und des Ausbaus der Geschäftsbeziehung bis etwa 1825, dann werden die Motive für Börnes distanzierte Reaktion zumindest deutlicher. Die Entwicklung des Verhältnisses zwischen

Verleger und Autor liest sich im Lichte der Kommentare Jeanette Wohls wie das Protokoll einer sukzessiven und zunehmend destruktiven materiellen Selbstfesselung eines dem eigenen Anspruch nach autonomen Schriftstellers. Damit einher ging auch eine fortschreitende Einengung der intellektuellen Freiheit, die Börne weit mehr zu schaffen machte als die permanenten Geldsorgen. Es ist sicherlich kein Zufall, dass eine erste schwere gesundheitliche Krise 1824 auf dem Höhepunkt dieser materiellen und geistigen Demoralisierung eintrat. Hinzu kam, dass sich unter dem Eindruck der Verschlechterung seiner beruflichen Perspektiven das emotionale Einvernehmen mit seiner Vertrauten merklich trübte. Jeanette Wohl jedenfalls mochte die problematische Verstrickung der Geschäftsbeziehung mit Cotta, den offenkundigen Widerspruch zwischen beruflicher Verpflichtung und privater Lebensführung so nicht länger mittragen.

Auch wenn Börne in den Briefen an die Freundin selbst an dem Bild des begabten, aber trägen Literaten arbeitete, entspricht diese von ihr bekräftigte ironische Selbstwahrnehmung kaum der Wirklichkeit. Diese wurde vielmehr von den Grenzen und Möglichkeiten eines freien Journalisten am Beginn der Professionalisierung des Berufsstandes determiniert. Dank der zahlreichen Hinweise auf Honorare, Vorschüsse und der Angaben über den persönlichen Lebensstil Börnes ist eine halbwegs zuverlässige Einschätzung der materiellen Umstände seiner freien schriftstellerischen Existenz möglich. Erschwert werden alle Berechnungen durch Währungsdifferenzen und Kursschwankungen im uneinheitlich strukturierten Wirtschaftsraum des Deutschen Bundes. Börnes politisches Exil in Frankreich hatte auch eine finanzielle Komponente, denn Journalisten arbeiteten dort unter deutlich besseren Bedingungen als in Deutschland. Die Auflage politischer Tageszeitungen war weit höher, und Redakteure arbeiteten in der Regel in fester Anstellung bei höherer Bezahlung.⁵³ Doch auch diesseits des Rheins »bot sich einer [...] langsam anwachsenden Gruppe von Personen die Möglichkeit, den Beruf des Journalisten in einem Angestelltenverhältnis auszuüben.«⁵⁴

⁵³ Zur Pressegeschichte Frankreichs während der Restauration: *Histoire générale de la presse française*, hrsg. v. Claude Bellanger u. a., 2 Bde. Paris 1969. Die Auflage großer politischer Tageszeitung erreichte damals 8000 (*Conservateur*) bis 10 000 (*La Minerve française*), das *Journal des Débats* etwa 12 000 Abonnenten.

⁵⁴ Jörg Requate, Die Entstehung eines journalistischen Arbeitsmarktes im Vormärz, in: *Journalliteratur im Vormärz* (Forum Vormärz Forschung), Jahrbuch 1995, S. 107–130, hier: S. 112.

Börne zog es jedoch vor, als freier Mitarbeiter und Korrespondent für verschiedene Blätter zu schreiben. Ein ihm von Friedrich Arnold Brockhaus offeriertes Jahresgehalt von 2000 Gulden für die Position des »Redacteur en chef« beispielsweise lehnte er vermutlich deshalb ab, weil er sich nicht dauerhaft an das *Literarische Wochenblatt* binden wollte.⁵⁵ Die höchsten Honorare zahlte Johann Friedrich Cotta, und fast jeder Journalist hätte wohl die Chance ergriffen, wenn ein entsprechendes Angebot erfolgt wäre. Nicht so Börne, der seit seiner ersten ergebnislosen Unterredung mit Cotta den fortgesetzten Bemühungen des Verlegers um ein festes Engagement widerstand. Er hätte als verantwortlicher Redakteur die *Allgemeinen Politischen Annalen* übernehmen können. Als Redakteur oder Korrespondent der angesehenen Augsburger *Allgemeinen Zeitung* hätte er leicht ein Fixgehalt zwischen 3000 und 4000 Gulden bzw. 1700 bis 2200 Taler verdienen können plus der Bogenhonorare für selbst verfasste Artikel.⁵⁶ Damit wäre er einem preußischen Staatsrat gleichgestellt gewesen und wäre etwa auf das doppelte Gehalt eines Gymnasiallehrers gekommen.⁵⁷ Anstatt aber auf eine Festanstellung als Redakteur, als Berufsjournalist, zu spekulieren, entschied sich Börne spätestens 1820 für eine freie Mitarbeit bei Cotta, die sich anfangs auf das *Morgenblatt für gebildete Stände* konzentrierte. Hier veröffentlichte er neben zahlreichen Theaterkritiken und Reiseberichten die *Briefe aus Frankfurt* und die *Schilderungen aus Paris*, die schlagartig seine Bekanntheit in Deutschland und Frankreich erhöhten. Seine Entscheidung für eine freie publizistische Tätigkeit erscheint im Rückblick konsequent, sie fügt sich nahtlos ein in das politische Freiheitspathos, das er auch für seine berufliche Existenz reklamierte. Um 1820 allerdings erschien die Ablehnung einer Festanstellung als Redaktionsjournalist nicht nur Jeanette Wohl als einigermaßen abenteuerlich. Schließlich stand Börne seit den Karlsbader Beschlüssen unter polizeilicher Beobachtung, musste er mit Konfiskationen seiner Schriften und mit Haftstrafen rechnen.

Nachdem es ein Jahr zuvor kurzzeitig den Anschein gehabt hatte, als ob Börne gegen ein entsprechend hohes Honorar eine Festanstellung zusagen

⁵⁵ Heinrich Eduard Brockhaus, Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und anderen Aufzeichnungen geschildert, Zweiter Teil, Leipzig 1876, S. 286.

⁵⁶ Alle Angaben nach Requate, Entstehung (wie Anm. 54), S. 117f.

⁵⁷ Zu Cottas Honoraren in verschiedenen Währungen vgl. Peter Kaeding, Johann Friedrich Cotta. Die Hand über der ganzen Welt, Stuttgart 2009, S. 485f.

wollte,⁵⁸ stellte er dann in einem Brief an Cotta vom 16. Oktober 1820 unerfüllbare Bedingungen einer Mitarbeit. Er erwarte, »keine Rücksicht nehmen, keine Konvenienz« hinsichtlich seiner politischen Ansichten beachten zu müssen. Umgekehrt wolle er auch die Meinungen der übrigen Mitarbeiter respektieren, niemals werde er »als Redakteur fordern, daß sie meine Livree tragen sollen.«⁵⁹ Was ihm vorschwebte, war also eine Blankovollmacht des Verlegers in Hinsicht der redaktionellen Leitung und der politischen Tendenz seiner eigenen Artikel. Diese Freiheit aber sollte auch für alle anderen Mitarbeiter der Zeitung gelten. Wäre Cotta hierauf eingegangen, hätte er nicht nur keinen Einfluss mehr auf die Generallinie seines Blattes gehabt, er hätte seine Zeitung und den ganzen Verlag einem unkalculierbaren Risiko der Beschlagnahme ausgesetzt. Börnes Bedingungen waren dermaßen unrealistisch, dass es auf der Hand liegt, dass sie einem anderen Zweck dienen.⁶⁰ Seine Absicht ging dahin, eine regelmäßige freie Korrespondententätigkeit einschließlich literarischer Kritiken anzubieten, ohne jede konkrete zeitliche Verpflichtung. Vor allem aber ging es Börne darum, die *Wage* in Cottas Verlag unterzubringen. Über die Verhandlungen darüber und Börnes bald enttäuschte Hoffnungen gibt der Briefwechsel mit Jeanette Wohl Aufschluss. Nachdem Cotta die Übernahme der *Wage* einem Tübinger Subunternehmer übertragen und er Börne bei jährlicher Lieferung von zwei Bänden mit zusammen 48 Bogen (also 768 Seiten!) ein Honorar von 2000 Gulden zugesichert hatte, war der Anfang einer problematischen Geschäftsbeziehung getan.⁶¹ Diese muss sich in Börnes Sicht in den folgenden Jahren in etwa so entwickelt haben, wie er es in einem Brief an Jeanette Wohl darlegte. Anlässlich eines Besuches bei Cotta in Stuttgart hatten ihn die dortigen Liberalen eindringlich davor gewarnt, sich »mit dem Manne einzulassen. Es wäre noch keiner mit ihm fertig geworden. Er umschnüre seine Leute, und suche sie in Abhängigkeit zu erhalten.«⁶² Noch sah Börne indes die Vorteile auf seiner Seite, war ihm

⁵⁸ Brief 12 vom 26./30. Oktober 1819 an Jeanette Wohl, der den Stand der Verhandlungen wiedergibt.

⁵⁹ Zitiert nach Rippmann (Hrsg.), *Sämtliche Schriften* (wie Anm. 33), Bd. 5, S. 658 f.

⁶⁰ Vgl. die Eingangsbemerkung nur wenige Tage später: »Ew. Hochwohlgeboren müßte ich schon wegen Ihres eigenen Besten abraten, mir das polit. Journal nach dem aufgestellten Plane zur Redaktion zu überlassen.« (Brief an Cotta vom 25. Oktober 1820, zit. n. Rippmann, *Sämtliche Schriften*, Bd. 5, S. 659.)

⁶¹ Vgl. dazu Jeanette Wohls Kommentar in Brief 46.

⁶² Brief 24, Stuttgart, 11. November 1820.

doch die Sorge um die *Wage* genommen, die in Württemberg »mit einer sehr liberalen Censur« gedruckt und durch Cotta vertrieben wurde. Es schmeichelte ihm, im Hause des Verlegers als politischer Gesprächspartner und Schriftsteller hofiert zu werden.⁶³ Bereits einen Monat später sah sich Börne, inzwischen nach Frankfurt zurückgekehrt, zu einer Klage über die redaktionelle Praxis des *Morgenblattes* veranlasst, für das er nun regelmäßig Berichte lieferte. In einem Schreiben an Johann Friedrich Cotta legte er sein liberales Grundverständnis journalistischer Freiheit dar – leidenschaftlich, kompromisslos und klar. Sein Manifest gipfelte in dem oft zitierten Satz, »eine Staatszensur ist mir unerträglich, die Zensur einer Redaktion ist es mir noch mehr«. Diesmal fügte er eine situationsgerechte Einschätzung verlegerischer Handlungsfreiheit an, indem er konzedierte, dass auch ein freier Journalist Grenzen einhalten müsse, die »der Bestimmung des Blattes« entsprechen. Im Rahmen dieser Leitlinien aber »müßte einem freistehen zu sagen, was und wie man es will.«⁶⁴

Trotz erster Zweifel an den Bedingungen seiner Autoorentätigkeit für Cotta entwickelte sich in den folgenden Jahren eine immer engere Geschäftsbeziehung. Börnes Äußerungen pendelten in dieser Zeit zwischen provozierender Sorglosigkeit im Umgang mit seinen Pflichten und Honoraren sowie heftigen Selbstzweifeln und Skrupeln gegenüber dem Verlag. Allein deshalb sind die Kommentare Jeanette Wohls von unschätzbarem Wert, um die Lage, in die Börne geraten war, in ihrer Tragweite zu erfassen.⁶⁵ Seine Vertraute erkannte Börnes Realitätsferne in seiner Einschätzung der eigenen literarischen Produktivität. Sie drängte ihn fortgesetzt, regelmäßige kleinere Arbeiten gegen monatliche Honorare zu vereinbaren und keine Großprojekte zu versprechen. Sie legte ihm nahe, das zu tun, was er am besten konnte: das Tagesgeschehen politisch zu kommentieren statt »als bedeutender Schriftsteller« hervortreten zu wollen. Ihre Beraterfunktion erreichte im Winter 1821 einen Höhepunkt. Wohls Strategie lief darauf hinaus, Börne zur richtigen Selbsteinschätzung seiner Leistungskraft

⁶³ *Cotta scheint große Centnerstücke auf mich zu halten.* (Brief 26, Stuttgart 14./15. November 1820.)

⁶⁴ Brief an Cotta, Frankfurt, 15. Dezember 1820; zit. n. Rippmann, *Sämtliche Schriften* (wie Anm. 33), Bd. 5, S. 665.

⁶⁵ Darauf verwies bereits Inge Rippmann (*Sämtliche Schriften*, Bd. 4, S. LXXV). Sie rekonstruierte das Verhältnis in erster Linie aus den Briefen Börnes an Wohl (und nicht umgekehrt).

anzuhalten und ihn zur Annahme einer festen Anstellung als Redakteur zu bewegen. Ihre Sorgen nahmen täglich zu, weil Börne sich seinen Verpflichtungen weiterhin entzog und langsam in eine unhaltbare Lage gegenüber Cotta geriet. Die zunehmende Abhängigkeit vom Verleger wurde ihm selbst immer bewusster. Das erhöhte den Arbeitsdruck und ließ ihn immer wieder Ausweichstrategien suchen. Es ist unangebracht, diese Situation so zu interpretieren, als habe Börne unbekümmert und sorglos Cottas Freigiebigkeit als »bequeme Finanzquelle« benutzt.⁶⁶ Der Briefwechsel zeigt vielmehr, wie es ihn quälte, mit den ständigen Ermahnungen Jeanette Wohls konfrontiert zu sein. Seine Antworten haben zunehmend Rechtfertigungscharakter, er beruhigte sich damit, dass Cotta ihm weiterhin vertraue.⁶⁷ Jeanette Wohl ließ sich auf diese auf Selbstentlastung zielende Argumentation nicht ein. Sie ergriff die Gelegenheit, sich im Sinne Börnes als dessen Geschäftsführerin und Agentin zu etablieren, mit allen Konsequenzen für die persönliche Beziehung zu ihm. Vor allem trieb sie ihn zu einer härteren Gangart gegenüber Cotta an, dessen Umarmungsstrategie sie anders als Börne klar erkannte. Da ihr Freund de facto nahezu ausschließlich für Cotta arbeitete, lag es an ihm, den Preis für dieses Anstellungsverhältnis möglichst hochzutreiben.⁶⁸

Im Frühjahr 1822 hatten die Geschäftsbeziehungen zwischen Verleger und Autor das Niveau eines patriarchalischen Unterordnungsverhältnisses erreicht. Börne lebte von Vorschüssen auf versprochene Lieferungen, die er unmöglich erfüllen konnte. Erstmals rechnete ihm der Verlagspatriarch den Stand der Schulden auf den Kreuzer genau vor. Natürlich wurde ein Ausweg gewiesen: eine regelmäßige und exklusive Korrespondententätigkeit für Cottas wichtigste Blätter. Das dafür gebotene Jahresgehalt oder ein monatliches Fixum sind nicht bekannt, da nur wenige Briefe Cottas erhalten sind. Die Zahlen, mit denen Börne operierte, deuten allerdings auf ein eher bescheidenes Festgehalt hin, das nach Jeanette Wohl ganz und gar nicht seinem literarischen Rang entsprach. Ein privater Anlass verleitete seine Beraterin schließlich dazu, eine ungeschminkte Bewertung der Selbsttäuschungen Börnes zu geben. Gemeinsame Reisepläne hatten sich zerschlagen, weil Börne diese aufgrund seiner ihn inzwischen belastenden

⁶⁶ Rippmann, ebenda, S. LXXXII.

⁶⁷ Vgl. Brief 130: *Die meisten Gelehrten haben Schulden. Erst neulich sagte mir Cotta, Friedrich Schlegel wäre ihm mehrere tausend Gulden schuldig [...].*

⁶⁸ Brief 142.

Verpflichtung gegenüber Cotta absagte. Wenn er »jetzt von Stuttgart weg ginge, würde mich das bei Cotta in sehr übles Licht setzen, und ich alles Zutrauen verliere«. Er habe versprochen, »jetzt viel für das Morgenbl. [zu] arbeiten«. In einem von ernster Verstimmung gezeichneten Brief führte Jeanette Wohl Börne eindringlich vor Augen, wie tief er sich in ein Netz aus Versprechungen und Ankündigungen verstrickt hatte. Sein Bewegungsspielraum war enger geworden, die stets verteidigte berufliche Selbstständigkeit angesichts der Schulden bei Cotta eine Illusion. Jeanette Wohl verband ihre Kritik an Börnes Pflichtvergessenheit gegenüber seiner Leserschaft und an dem mangelnden Geschäftssinn in eigener Sache mit ihrer Unzufriedenheit an der Natur ihres Verhältnisses: »Wenn nun Sie, es auch so geschickt angefangen haben dem Cotta für 60 Carolin Ihre Freiheit zu verkaufen, so war doch Gott sei Dank die meinige nicht in diesem Kaufe mitbedungen.«⁶⁹

Mit dieser sarkastisch wirkenden Bemerkung trifft Jeanette Wohl den Kern. Sie war auch als eine Absage an immer wieder aufkeimende Heiratsabsichten ihres Freundes zu verstehen. Auf eine materiell ungesicherte Ehe von Cottas Gnaden wollte sie sich nicht einlassen. Börne selbst bestätigte in seinen zunehmend verzweifelt klingenden Antworten den drohenden Autonomieverlust. Er wies Wohls Vorschlag zurück, mit Cotta ein perspektivisches Gespräch mit dem Ziel einer vertraglichen Vereinbarung über eine Festanstellung und die Modalitäten der Schuldentilgung zu suchen. Zu ungewiss erschien ihm das Resultat einer Besprechung, denn er müsse »erst einige Monate arbeiten«, bevor er Cotta »den Antrag [!] zur fixen Bezahlung machen« könne. Deutlicher konnte es nicht zum Ausdruck kommen, wie sich die Hierarchie der Verhandlungspartner mittlerweile darstellte. Nicht Cotta, sondern er selbst, so Börnes Erkenntnis, war in der unangenehmen Lage, auf einen Abschluss angewiesen zu sein. Diese Einschätzung war sicherlich übertrieben, aber sie zeigt, wie problematisch er seine existentielle Situation Ende Mai 1822 empfand.⁷⁰

Es ist davon auszugehen, dass die Unterhandlungen mit Cotta, die von außen anders wahrgenommen und von der Börne-Forschung bis heute entsprechend anders bewertet worden sind, tiefe Spuren hinterlassen haben. Börnes so unverständlich harsche, fast zynische Äußerungen kurz nach dem Tod des großen Verlegers geben dies zu erkennen. Eine sorgfältige

⁶⁹ Briefe 145 und 151.

⁷⁰ Brief 164.

Analyse des Briefwechsels im Kontext der schwierigen Verhältnisse des Verlagsgeschäftes im Europa der Restauration kann sicherlich dazu beitragen, eine angemessene Bewertung Johann Friedrich Cottas zu finden. An dieser Stelle ist aber vor allem von Interesse, unter welchen Bedingungen sich Ludwig Börnes Aufstieg zu einem der führenden politischen Journalisten Deutschlands und Europas vollzog. Die durch den Briefwechsel dokumentierten Anfänge sind nur in rückblickender Betrachtung Teil eines Erfolgswegs. Für sich genommen bedeuteten sie eher eine ernste Schaffenskrise, trotz aller äußeren Anerkennung. Daran hat die Geschäftsbeziehung zwischen Cotta und Börne einen erheblichen Anteil. Sie scheiterte letztlich an einem strukturellen Antagonismus zwischen berechtigten verlegerischen Interessen und dem hohen Anspruch des Autors auf Autonomie und intellektuelle Selbstbestimmung. Dass sich der Widerspruch zwischen Berufspflicht und Berufung wenn auch nicht völlig auflösen, so doch entschärfen ließ, lag am Ende an der wechselseitigen Anerkennung der professionellen Interessen und Leistungsfähigkeit beider Akteure. Ludwig Börne konnte sich auf sein kreatives Potential verlassen, das ihm letztlich half, sich aus den lähmenden Obligationen gegenüber Cotta zu befreien – hinzu kam der glückliche Umstand, dass ihn die Erbschaft nach dem Tod des Vaters 1827 auch seiner »jämmerlichen Geldsorgen« (Jeanette Wohl) entledigte. Johann Friedrich Cotta, der viel Geduld bewies, kalkulierte den Teilverlust seiner Vorschusszahlungen und womöglich auch Börnes späteren Verlagswechsel zu Hoffmann & Campe ein. Dass er seine Investitionen in einen säumigen Autor nicht abschreiben musste, sondern alles in allem von dem »bedeutenden litterarischen Ruf«⁷¹ Börnes selbst bei nur äußerst unregelmäßigen Lieferungen profitieren würde, stand für Jeanette Wohl zu Recht außer Frage.

Korrespondent der öffentlichen Meinung im Kampf gegen die Restauration

Gut anderthalb Jahre, zwischen Juni 1822 bis Anfang 1824, setzte der Briefwechsel aus. Ludwig Börne und Jeanette Wohl verbrachten diese Zeit mit kurzen Unterbrechungen gemeinsam in Paris. Im langen Intervall der Unterbrechung veröffentlichte Börne die *Schilderungen aus Paris*, die seinen Ruhm als Beobachter der Restauration in Europa begründeten. Anders

⁷¹ Brief 163: *Es ist gewiß daß Cotta Sie um jeden Preis für sich gewinnen, oder vielmehr behalten will.*

als in den politisch zugespitzten *Briefen aus Paris*, die im Exil der 1830er Jahre entstanden, überwiegt hier noch der gemäßigt-distanzierte Berichterstattungsmodus. Im gleichen Tonfall sind auch die politischen Äußerungen des wieder einsetzenden Briefwechsels mit Jeanette Wohl gehalten. Vom Eingreifen in das Tagesgeschehen, vom revolutionären Gestus, der den Umsturz der deutschen Verhältnisse fordert, war Börne anfangs der 1820er Jahre weit entfernt. Es bleibt fraglich, ob man eine voranschreitende politische Radikalisierung unterstellen kann. Nach eigenem Bekunden entwickelte Börne sich im Jahrzehnt zwischen Restauration und Pariser Julirevolution 1830 vom gemäßigten Liberalen zum entschiedenen Republikaner. Bis auf wenige Ausnahmen ist die Forschung Börnes biographischer Selbstkonstruktion gefolgt.⁷² Das Politisierungsmodell sukzessiver Radikalisierung setzt eine bestimmte Form des öffentlichen Engagements und der Parteinahme voraus, die dem politisch-publizistischen Selbstverständnis Börnes allerdings zuwiderläuft. Weder die Korrespondenz noch die politischen Schriften lassen solch eindeutige politische Festlegungen erkennen. Insofern erstaunt es nicht, dass Börne bereits den Zeitgenossen mal als publizistischer Frontmann der Liberalen, mal als kompromissloser Republikaner oder kleinbürgerlicher Radikaler erschien. Heines späteres Verdikt zielte auf Börnes folgenlosen Radikalismus, den er, wie es auch Karl Marx tat, als unpolitisch abqualifizierte. Dieses nicht ganz von der Hand zu weisende Urteil beruht auf einer konkreten Vorstellung über das funktionale Verhältnis zwischen Journalismus und Politik.

Das Konzept des »Zeitschriftstellers«, wie es Börne im Prospekt der *Wage* programmatisch darlegte, beinhaltete zweifellos ein »operatives Verhältnis« (Wolfgang Labuhn) zwischen Literatur und Politik. Seine Schriften waren darauf angelegt, politisch zu mobilisieren. Kritik und beherrschende Unterhaltung, so Börnes aufklärerisches Grundverständnis, erreichten durch Öffentlichkeit Veränderungen des Status quo. Wie er diesen Wirkungsmechanismus verstand, wird in den programmatischen Ankündigungen der politischen Journale bildhaft ausgeführt. Im Briefwechsel mit Jeanette Wohl bekräftigte Börne, journalistisch zur Formulierung und Präzisierung

⁷² Differenzierter dagegen Wolfgang Labuhn, der Börnes literarische Strategie verdeckter politischer Publizität untersucht: Ludwig Börne als politischer Publizist, 1818–1837, in: Walter Grab/Julius H. Schoeps (Hg.), *Juden im Vormärz und in der Revolution von 1848*, Stuttgart/Bonn 1983, S. 29–58, und Ders., *Literatur und Öffentlichkeit* (wie Anm. 5).

öffentlicher Ansichten über politische Ereignisse beitragen zu wollen. Sich selbst in der Rolle eines publizistischen Kristallisationskerns der Opposition und sprachmächtigen Gestalters der öffentlichen Meinung sehend, legte er gegenüber seiner Vertrauten keine falsche Bescheidenheit an den Tag. Börne war von seiner rhetorischen Begabung zum Wortführer der öffentlichen Meinung überzeugt. Er vertraute darauf, politische, kulturelle oder wissenschaftliche Zusammenhänge verständlich erklären zu können. Bei der Lektüre der Briefe tritt diese Intention, komplexe Sachverhalte satirisch-bildsprachlich zu erklären, nicht so in den Vordergrund wie in den Erzählungen und Aphorismen. Die Briefe sind eher eine Quelle der Selbstreflexion und der Bestätigung durch die Brieffreundin, die ihn an die öffentliche Wirkung seiner Publikationen erinnerte und Börnes Popularität förderte.

Aufgrund dieser Popularität verglich sich Börne mit dem Typus des Volksredners, der durch Sprachgewalt politische Versammlungen überzeugt. Als exponierter Journalist, der den Strukturwandel der Öffentlichkeit zugleich antrieb und reflektierte, ist seine politische Bedeutung in der Tat kaum zu überschätzen. Solange die deutschen Parlamente kein Forum öffentlicher Diskussion waren und die Presseberichterstattung behindert wurde, musste der öffentliche Meinungsstreit in der Art eines Untergrundkampfes »gegen das stehende Heer der Regierungsgedanken« geführt werden.⁷³ Börne sah sich selbst in vorderster Linie, als Wortführer der unterdrückten Meinungsfreiheit. Er stand damit objektiv an der Seite der Liberalen, deren parlamentarischen Kampf für eine Verfassung und für Pressefreiheit er publizistisch unterstützte. Seine Berichterstattung und Korrespondenz erstreckte sich auf ganz Europa, wo immer Konstitutionalismus und Freiheitsbewegung auf dem Spiel standen oder umkämpft waren, in Spanien und Portugal, in Oberitalien und im Königreich Neapel-Sizilien, in Polen wie an der griechischen Peripherie des Osmanischen Reiches. So analytisch er die jeweilige Lage erfasste und sie Jeanette Wohl als Stellvertreterin der öffentlichen Meinung erläuterte, so wenig zeigte er sich allerdings bereit, seine Einsichten unmittelbar in den Dienst der liberalen Bewegung zu stellen. Er kritisierte die Liberalen in den Briefen zuweilen scharf und sorgte dadurch für Irritation bei seinen Parteigängern, die

⁷³ Börnes berühmte Formulierung in: Rippmann, *Sämtliche Schriften* (wie Anm. 33), Bd. 1, S. 822.

ihm später Verrat an ihren politischen Zielen vorwarfen. Obgleich Börne auf den Stationen seiner Reisen durch Süddeutschland und in Paris mit führenden Liberalen zusammentraf, ist der Korrespondenz zu entnehmen, wie distanziert er diesen politischen Kreisen und Vereinen begegnete. Angesichts seiner häufig geradezu sarkastischen Bemerkungen über das politische Milieu und das öffentliche Agieren der Repräsentanten des Liberalismus ist man geneigt, deren Urteilen über Börnes politische Unverbindlichkeit zuzustimmen.

Diese vermeintliche Standortlosigkeit war das Resultat einer sehr eindeutigen Präferenz für den Beruf des »unparteiischen« Chronisten. Börne lehnte es ab, sich als publizistischer Frontmann in die politische Bewegung der Liberalen einzureihen. Im Gegensatz zu vielen Journalistenkollegen in Deutschland und vor allem in Frankreich betrachtete er sich gerade nicht als aktiven Politiker. Zu Jeanette Wohl, die seine Haltung auch in diesem Punkt nicht teilte, bemerkte er nach einem Treffen mit »geübten Volksrednern« in Stuttgart: »Hier könnte ich nicht blos eine Rolle spielen, wie Ihr zu sagen pflegt, sondern wirklich viel seyn, thun, erreichen und gelten.«⁷⁴ Dass es ausgerechnet Börne nicht um Popularität und Wirkung gegangen wäre, ist indes kaum glaubhaft. Doch profilierte er sich lieber jenseits aller politischen Kräfte als Wortführer der öffentlichen Meinung. In diesem Habitus der »Unparteilichkeit«, deren politischer Anspruch darin bestand, richtigen Ansichten zum Durchbruch zu verhelfen, kann man wie Heine Unbedarftheit, Aufklärungsidealismus und später auch Revolutionsromantik sehen. Aus Börnes publizistischen Programmschriften wie der privaten Korrespondenz spricht die Überzeugung von der Wirkungsmacht freier öffentlicher Diskussion. Reflektierte diese Distanz zur praktischen parlamentarischen Politik ein vormodernes Politikverständnis, oder äußerte sich daran grundsätzliche Kritik am Repräsentationsprinzip? Eine parlamentarische Debatte artikulierte nicht den Volkswillen, das Parlament war nicht das Volk. Nur ein politisch ungebundener und unabhängiger Chronist des Zeitgeschehens konnte ein Agent der unterdrückten öffentlichen Meinung sein, und Börne sah sich in der Rolle ihres sprachgewaltigen Anführers. Er beanspruchte den Status eines aktiven Beobachters, der unbestechlich und unabhängig das politische Geschehen berichtet, analysiert und kommentiert. Im freien Meinungskampf der Presse sollte die parlamentarische Aus-

⁷⁴ Brief 26, Stuttgart 14./15. November 1820.

einandersetzung ein Korrektiv finden, eine von Gängelung befreite Presse das Verbindungsglied zwischen Volk und Abgeordneten bilden.

Börnens Selbstbild resultierte aus seiner idealen Theorie der Öffentlichkeit. Welchen Einflüssen, Interessen und Zwängen ein selbsternannter Wortführer der Meinungsfreiheit in der alltäglichen redaktionellen Berufspraxis ausgesetzt war, dafür liefert der Briefwechsel höchst anschauliches Material. Er zeigt, wie sich Börne hartnäckig medialen Geschäftsbedingungen und Regeln entzog, indem er versuchte, seine Vorstellung journalistischer Freiheit durchzusetzen. Auch gegenüber den liberalen Gesinnungsgenossen beharrte er auf politischer Unabhängigkeit. Statt »mit den Wölfen [zu] heulen«⁷⁵, bewahrte er stets Distanz zum Kammerliberalismus, dem die Zukunft gehörte. Seine Reputation als unabhängiger Beobachter und Kritiker, die selbst seine Gegner anerkannten, ermöglichte es ihm, zugespitzte politische Positionen auch unter erschwerten Zensurbedingungen ohne Rücksichten auf Parteimeinungen öffentlich zu vertreten. Im politischen Aushandlungsprozess zwischen Regierung und Parlament dagegen ging die Reinheit politischer Überzeugungen verloren. Immer wieder mokierte sich Börne bei Jeanette Wohl über die mangelnde Durchsetzungsfähigkeit und Korruptierbarkeit der Liberalen. Er verachtete ihre politischen Kompromisse und Halbheiten, obwohl er gleiches selbst häufig im Klärbecken redaktioneller Binnenzensur ertragen musste.

Ungeachtet seiner distanzierten Haltung zur pragmatischen Politik der Liberalen lassen die Briefe keinen Zweifel an Börnens liberaler Gesinnung. Aus der historischen Fortschrittsgewissheit eines Liberalen schilderte er die Verfassungskämpfe mit den konservativen *Ultras* in Europa.⁷⁶ Frankreichs »liberale« *Charte constitutionnelle*, die aus Revolution und Restauration hervorgegangene Verfassung von 1814, war der Maßstab, den er an die deutschen Verhältnisse anlegte. Auf dem Weg zum parlamentarischen System ging Frankreich voraus, Kontinentaleuropa und vor allem der Deutsche Bund stolperten hinterher. Börne erkannte das wachsende Gewicht der französischen Abgeordnetenkammer, die das Gottesgnadentum Ludwigs XVIII. durch das Budgetrecht eingrenzte. Seit der Abschaffung der präventiven Zensur 1819 entwickelte sich in Frankreich zudem eine

⁷⁵ Brief 90.

⁷⁶ Vgl. Dieter Langewiesche, *Europa zwischen Restauration und Revolution 1815–1849*, 5. Aufl., München 2007; Jean-Yves Molliet/Martine Reid/Jean-Claude Yon (Hg.), *Repenser la Restauration*, Paris 2005.

oppositionelle Presse, Paris zählte allein dreizehn politische Tageszeitungen und mehr als 500 öffentliche Lesekabinette.⁷⁷ Über die Sitzungen der Deputiertenkammer und die dort gehaltenen Reden wurde offen berichtet, ohne dass den Journalisten Sanktionen drohten. Vom Boden der in Frankreich bereits erreichten Freiheit betrachtete Ludwig Börne die Anfänge des deutschen Konstitutionalismus in Süddeutschland mit Skepsis. Ihm schienen die »Ständesitzungen [...] ganz theatralisch«, zumal das Volk daran kaum Anteil nahm. Dessen Anhänglichkeit an die Monarchie, die Börne bei einem Theaterbesuch des bayrischen Königs beobachtete, und der Volkskatholizismus, den er beim Einzug des Erzbischofs von München-Freising – »rechts und links das Volk segnend mit einer Bewegung der Hand, womit man den Hühnern Futter streut« – sah,⁷⁸ bestärkten Böernes Meinung über die geistige Knechtschaft seines Vaterlandes. Anders als man es ihm bald unterstellte, schrieb er diesen Zustand keineswegs dem Volkscharakter der Deutschen, sondern den historisch bedingten Machtverhältnissen zu, die noch nicht überwunden waren. In den Briefen karikiert Börne die Kleinstaaterei und Kleinstäderei, die Verkehrs-, Zoll- und Handelshemmnisse, die bereits Gegenstand der populären *Monographie der deutschen Postschnecke* (1821) waren. Von Paris aus betrachtet, wirkte die Staatenvielfalt des Deutschen Bundes wie ein überholter Gegenentwurf zur französischen Einheit der Nation. Nur Preußen schien willens und in der Lage, die Verhältnisse in Deutschland auf eine neue Grundlage zu stellen. Von dieser Hoffnung mussten sich Börne und die deutsche Nationalbewegung spätestens seit der Karlsbader Geheimkonferenz 1819 verabschieden. In der Korrespondenz mit Jeanette Wohl lassen sich die Stationen dieser Desillusionierung und der Abwendung von Preußen nachvollziehen.

Unmittelbare Stellungnahmen zur politischen Lage in Deutschland waren unter dem Polizeiregiment der Bundesstaaten nicht möglich. Eine Ausweichmöglichkeit bot die Vielfalt der Presse, die sich nicht vollständig kontrollieren ließ. Zwar bedrohte das Pressegesetz des Deutschen Bundes vom 20. September 1819 Redakteure, deren Zeitung oder Zeitschrift die Konzeption entzogen worden war, mit einem bis zu fünfjährigen Berufsverbot.

⁷⁷ Ursula E. Koch, Die Zeitungsstadt Paris zur Zeit der Restauration (1814–1830), in: Ilja Mieß (Hg.), Paris und Berlin in der Restaurationszeit (1815–1830), Sigmaringen 1996, S. 219–261, hier: S. 231.

⁷⁸ Brief 68.

Doch blieb den Betroffenen die Möglichkeit, ihr Glück in solchen Bundesstaaten zu versuchen, die eine weniger strenge Zensurpraxis ausübten. Börne machte davon zweimal Gebrauch – einmal 1818, als er die Redaktion der *Zeitschwinger* von Frankfurt ins benachbarte großherzoglich-hessische Offenbach verlegte, ein zweites Mal 1821, als er sich in die Obhut des Verlegers Johann Friedrich Cotta begab, der die Herausgeberschaft der bedrohten *Wage* einem Subunternehmer übertrug, der Buchhandlung Heinrich Laupp in Tübingen. Ausgerechnet das aufgeklärte Preußen, auf das Börne anfangs so viele Hoffnungen setzte, verfolgte eine besonders scharfe Pressepolitik, indem es eine allgemeine Vorzensur auch auf Druckserzeugnisse über 20 Bogen einführte. Von daher lag es nahe, dass Börne während der erstmaligen provisorischen Verhängung der Karlsbader Beschlüsse (1819–1824) seine Aktivitäten in den liberalen Süden Deutschlands, besonders nach Stuttgart und München verlegte. In diesem Einzugsraum hatte sich ein Netzwerk liberaler Journalisten gebildet, die eine Mitarbeit an Cottas Zeitschriften, vor allem an der *Allgemeinen Zeitung* und dem *Morgenblatt für gebildete Stände* verband.

Die in Augsburg verlegte *Allgemeine Zeitung* hatte sich formal dem Standpunkt der »Allparteilichkeit« verpflichtet. Ihre zurückhaltende politische Berichterstattung erlaubte es Cotta, das Blatt sogar in Österreich zu publizieren. Der sorgsam beachtete Grundsatz politischer Neutralität hielt Ludwig Börne davon ab, sich dauerhaft für Cotta engagieren zu lassen. Es widersprach Börnes Idealbild freien öffentlichen Rasonnements, an dem er bis zur Gefährdung seiner beruflichen Existenzgrundlage festhielt. Seine Prinzipientreue wurde im Dezember 1821 auf eine Probe gestellt, als ihm in München die Nachricht zugetragen wurde, ihm winke im Falle seiner Übersiedlung nach Wien eine fast beamtenmäßige Anstellung. Bislang unbeachtete Passagen des Briefwechsels zwischen Börne und Jeanette Wohl beleuchten den Anwerbungsversuch. Vom Vater Jakob Baruch (1763–1827) vermittelt, hatte die österreichische Regierung über Friedrich Gentz den Versuch unternommen, den missliebigen, aber insgeheim bewundernten Oppositionsliteraten umzudrehen und als bezahlten Schreiber zu engagieren. Als verdeckter »Regierungssprecher« gewissermaßen, hätte Börne der Sache Österreichs in Europa durch in der Tendenz regierungsfreundlich gefärbte Artikel einen unschätzbaren Vorteil verschaffen können – wäre er darauf eingegangen, »wäre in mir die ganze liberale Partheÿ geschlagen«, so mutmaßt Börne, da niemand »die schwache und lächerliche Seite der deutschen Liberalen« besser kenne als er.

Die anschließenden Briefpassagen offenbaren erneut Börnes Misstrauen gegenüber den liberalen Berufskollegen, die er der Käuflichkeit bezichtigt. Keine andere Briefstelle geht im Übrigen härter mit der österreichischen Regierung, mit Metternich und Gentz ins Gericht als diese, in der Börne seinen »wahren fanatischen Hass« auf das System »aristokratischer Tyrannei« bekennt. Da er jederzeit damit rechnen muss, dass seine private Korrespondenz geöffnet wird, kann man diese Sätze als indirekt an Wien kommunizierte Absage werten. Über den genauen Hintergrund lässt sich nicht viel mehr ermitteln. Dass Börne für den *Österreichischen Beobachter* geworben werden sollte, ist auszuschließen. Im Zentralorgan der österreichischen Staatsregierung zu schreiben wäre beruflicher Selbstmord gewesen. Börne erwähnt in diesem Zusammenhang das Beispiel des »armen« Johann Baptist von Pfeilschifter (1793–1874), der »in allen Zeitungen verspottet [wird], weil er in der allgemeinen Zeitung die Berichte im royalistischen Interesse abfasst«. ⁷⁹ Welches überregionale Presseorgan wäre für einen solchen Anwerbungscoup besser geeignet gewesen als die hoch angesehene Augsburger *Allgemeine Zeitung*, welcher Redakteur der Regierungsnähe unverdächtiger als Ludwig Börne? Cotta führte im Laufe des Jahres in Stuttgart mehrere Gespräche, die auf eine regelmäßige Korrespondententätigkeit Börnes für die *Allgemeine* abzielten. Dass er Kenntnis von den Wiener Plänen hatte, ist nicht unwahrscheinlich. Eine entsprechende Vereinbarung bestand ja bereits mit Metternichs Privatsekretär und Pressereferenten Joseph Anton von Pilat (1782–1865), der unter dem Pseudonym *Aristide* auch für die *Allgemeine* schrieb. Zugeständnisse an die politischen Machtträger in Europa waren für Verleger in der Restaurationszeit unvermeidlich, wollten sie ihre Blätter am Leben halten. Umgekehrt konnten die Vormächte der Restauration Verlagsunternehmer vom Format Johann Friedrich Cottas nicht einfach aus dem Verkehr ziehen, zumal dieser mit seinen liberalen Journalen und Zeitschriften großen Einfluss auf die öffentliche Meinung hatte. Das böse Gerede vom »Buchhändler der Heiligen Allianz«, die Warnungen der Stuttgarter Liberalen, sich nicht mit Cotta einzulassen – alle diese Verdächtigungen wurden durch die Wiener Avancen gegenüber Börne sicherlich bestätigt. Es sind allerdings weitgehend Gerüchte geblieben, deren Plausibilität im Kontext der Denunziationen und Repressionen der 1820er Jahre bewertet werden muss.

⁷⁹ Zitate aus den Briefen 81–90 im Dezember 1821.

Durch das erste längere Pariser Exil unterbrochen, schließt der vorliegende erste Band der Edition mit der Korrespondenz des Jahres 1824. Im März hatten sich die Heiratspläne konkretisiert, selbst mit Jeanette Wohls Mutter darüber zu sprechen wurde ins Auge gefasst. Kurze Zeit später erkrankt Börne erstmals schwer, er blieb für Monate arbeitsunfähig. Erneut nimmt der Briefwechsel einen sehr intimen Charakter an, persönliche Dinge stehen im Vordergrund. Jeanette Wohl äußerte sich an einer Stelle über die Tatsache, »daß ich Ihnen so offen und unbefangen schreibe [...] jetzt kommen Sie und sagen ›ich schreibe schöne Briefe!« Im vorausgehenden Brief hatte Börne durch eine stilistische Belehrung der Freundin Anlass gegeben, den privaten Charakter des Briefwechsels zu thematisieren. Ihre Korrespondenz unvermittelt nach ästhetischen und literarischen Maßstäben beurteilt zu sehen, war aus Wohls Sicht ein »Mißgriff«, eine Regelverletzung, mit der Börne einiges »verdorben, und mich und sich aus dem Geleise gebracht« habe. Es sollte der einzige Anlass bleiben, der Jeanette Wohl an der Ernsthaftigkeit und zweckfreien Intention von Börnes privaten Äußerungen zweifeln ließ.⁸⁰

⁸⁰ Brief 89.

2. Ludwig Börne, Jeanette Wohl und das Frankfurter Judentum

RENATE HEUER

In fast allen biographischen Darstellungen Ludwig Börnes wird seine erste Begegnung mit Jeanette Wohl mit den folgenden Worten geschildert:

Im Januar 1817 wird Dr. Baruch [Ludwig Börne] bei einem winterlichen Spaziergang auf der Friedberger Landstraße in Frankfurt Madame Wohl vorgestellt, die sich in Begleitung der auch ihm bekannten Familie Ochs befindet. Es sind die Schwiegereltern von Dr. Salomon Stiebel [...].

Dieser Textausschnitt aus einer Studie von Edith Vetter¹ unterscheidet sich von anderen Darstellungen durch den Hinweis, dass Jeanette Wohl ebenfalls im Ghetto, im Haus ZUM PFLUG Nr. 65, geboren wurde, das dem Geburtshaus Börnes, dem Haus ZUM ROST Nr. 118, nur um vier Häuser versetzt, gegenüber lag. Darum ist es unwahrscheinlich, dass sich »Jeanette und Baruch [Börne] vor ihrer Begegnung in der Friedberger Landstraße nie gesehen hatten.«²

Dass sie sich vorher kannten, ist vor allem auch anzunehmen, weil das Haus Wohl 1793 von einem Skandal erschüttert wurde, der im Ghetto sicher lange als unerhörte Neuigkeit galt. Der Frankfurter Historiker Paul Arnsberg kommentierte ihn so:³

Wie groß der Unterschied war in dem freien Geist der Welt zur Zeit der Revolution und den mittelalterlichen Ansichten, wie sie in der Frankfurter Judengasse noch bestanden, zeigt ein heute noch vorhandenes Aktenstück »Die schimpfliche Beerdigung des hiesigen Schutzjuden Wolf David Wohl betreffend.«⁴

¹ Edith Vetter, Jeanette Wohl, Freundin und Mitarbeiterin von Ludwig Börne, in: Materialien zur Bad Sodener Geschichte 23 (1998), S. 6.

² Ebd., S. 18.

³ Vgl. Paul Arnsberg, Die Geschichte der Frankfurter Juden seit der Französischen Revolution, 3 Bde., Darmstadt 1983. Hier: Bd. I, S. 109, Anmerkungen in diesem und folgendem Zitat wie ebd.

⁴ Stadtarchiv Frankfurt am Main, Juden, Ugb D 33, Nr. 71.

Wohl war ein angesehener Jude aus einer Familie, die schon 1620 (aus Hildesheim kommend) in Frankfurt aufgenommen wurde. Dietz⁵ nennt ihn »reicher Wechseljude« und beziffert seinen Nachlass mit über 62.000 Gulden.

Die in vorhandenen Akten nachprüfbaren Angaben werden mit folgenden Bemerkungen fortgesetzt, die zweifellos ein Gemisch aus diversen Gerüchten darstellen und ohne Quellenangaben aneinandergereiht werden:⁶

Dieser Wohl war in seinen jüngeren Jahren streng altgläubig und respektierte alle Zeremonialgebote und -verbote. Er war auch Mitglied der Heiligen Beerdigungsbrüderschaft, der Chewra Kadischa, in Frankfurt a. M. (»Kippe« genannt, von dem hebräischen Wort »Kuppah« = Kasse = Krankenkasse).

In der folgenden Schilderung werden offenkundig ebenfalls Gerüchte referiert. Weiter heißt es, in späteren Jahren sei dieser Wohl kritisch geworden und hätte als »neolog« gegolten, da er die alten Gebräuche nicht mehr respektiert und dies in seiner zynischen Art ironisch bei häufigen Anlässen zum Ausdruck gebracht habe, so dass ihm das respektable Begräbnis eines Juden mit dem üblichen Ritual und ein Beerdigungsplatz neben seinen Eltern und Verwandten verweigert worden sei. Man beerdigte ihn an einer entlegenen Stelle an der Friedhofsmauer, wo man Selbstmörder und an Geschlechtskrankheiten Gestorbene zu verscharren pflegte. Dies geschah unter ausdrücklicher Zustimmung des damaligen berühmten Rabbiners Horowitz, des Ha'flaho,⁷ aber auch der Baumeister, da dies der Halacha entspräche. »Denn, wenn ein Abtrünniger sterbe, solle man sich freuen und weiße Festtagsgewänder anziehen, und ... daß dieses Begräbnis allen zur Abscheu gereichen solle.«⁸

Die Witwe Merle Wohl, geborene Schwab, von der kein Bild, kein Brief erhalten ist, reagiert auf diese Beleidigung mit unerhörtem Mut. Sie stellt den Antrag an die Gemeinde, dem Verstorbenen ein »gut jüdisches Begräbnis« bei seinen Vorfahren zu geben, denn er habe seine Beiträge für die »Kuppe« stets regelmäßig bezahlt. Da sie trotzdem abgewiesen wird und

⁵ Alexander Dietz, Stammbuch der Frankfurter Juden, S. 330.

⁶ Arnsberg, Frankfurter Juden (vgl. Anm. 3), Bd. I, S. 109.

⁷ Pinchas Halevi ben Zwi Horowitz, »Hafla'oh« genannt nach seinem Hauptwerk *Hafla'ab* (= Besonderlichkeit), lebte von 1732 bis 1805 und war in Frankfurt a. M. seit seinem Amtsantritt im Jahre 1772 die höchste rabbinische Autorität; vgl. Arnsberg, Frankfurter Juden (vgl. Anm. 3), Bd. I, 1983, S. 112.

⁸ Ebd., S. 109, ohne Quellenangabe.

»das schimpfliche Begräbnis« in einem heißen Hochsommer rasch stattfindet, mit von der Straße herbeigerufenen Gassenbuben, die Pfeife rauchen und rufen: »Her mit den Brezeln, beim Begräbnis eines Abtrünnigen muss Freude herrschen!«, wendet Merle Wohl sich an die Stadtregierung und erreicht eine Umbettung durch Stadtsoldaten. Ein ausführliches Protokoll dieser makabren Szene ist erhalten.⁹

Paul Arnsberg zufolge habe die Witwe mit ihren beiden Söhnen diesen Antrag an die Stadtregierung gestellt. Tatsächlich hatte Merle Wohl nur vier minderjährige Töchter, die sie in ihren Anträgen als ihre Kinder erwähnt. Die Frage bleibt, wer ihr bei der Abfassung dieser beiden Anträge geholfen hat oder ob sie selbst sie jiddisch verfasste und so klug argumentieren konnte wie später ihre Tochter Jeanette? Auch diese Anträge liegen in Hochdeutsch in amtlich beglaubigter Übersetzung vor.¹⁰ Darüber hinaus sind zwei Schriftstücke von Wohl und Wohl überliefert, die sich beide als Brüder von David Wolf Wohl bezeichnen und mit entschiedenen Worten bestreiten, etwas mit dem Antrag an die Gemeinde auf ein »gut jüdisches Begräbnis« zu tun zu haben. Diese sind in hochdeutscher Übersetzung mit amtlichem Siegel, dass die Übersetzung dem Original genau entspricht, ebenfalls erhalten.¹¹

Merle Wohl scheint in ihrem Unglück von ihren Verwandten allein gelassen zu sein, nur ihr Bruder Schwab ist während der Umbettung seines verstorbenen Schwagers Wohl durch die Stadtsoldaten dabei.¹² Für die Behauptung, ihr verstorbener Mann sei »neolog« gewesen, gibt es nur einen greifbaren Beleg: Sein Name findet sich auf der Liste der siebenundvierzig Frankfurter Juden, die Moses Mendelssohns Übersetzung der fünf Bücher Mose bestellt hatten.¹³

Wir wissen nicht, welchen Unterricht Jeanette und ihre drei Schwestern im Elternhaus erhielten, wie weit sie in jüdische Riten und Bräuche eingeführt wurden, ob sie, wie das in altfrommen jüdischen Häusern üblich war, »auf dem Schoß der Mutter«¹⁴ Jiddisch lesen und schreiben gelernt haben, d. h. hebräische Lettern zuerst kennenlernten.

⁹ Stadtarchiv Frankfurt am Main, Juden, Ugb D 33, Nr. 71.

¹⁰ Ebd.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd.

¹³ Arnsberg, Frankfurter Juden (wie Anm. 3), Bd. II, S. 154.

¹⁴ Das wird in vielen Biographien berichtet, auch von Moses Mendelssohns Frau.

Wie ein undurchsichtiger Schleier ist Schweigen um das Leben der Witwe Merle Wohl gebreitet. Es lässt sich nur erschließen, dass sie wie viele jüdische Witwen mit unverheirateten Töchtern Klugheit und Geschick darauf verwendet hat, für die – wie sich nach der Testamentseröffnung herausgestellt hat – recht vermögenden Mädchen gute jüdische Ehen zu stiften. So wird auch Jeanette 1805 mit dem reichen Juden Leopold Heinrich Oppenheimer, der sich später Otten nennt, verheiratet. Ehen, die der Stellung in der Gemeinde entsprachen, Vermögen zu Vermögen brachten, wurden oft vermittelt, ohne dass die Brautleute sich gesehen hatten, bevor sie unter den Trauungsbaldachin traten. Das führte oft zu recht glücklichen Ehen, wie sie uns am Beispiel David Friedländers mit der Itzigtochter geschildert werden. Doch waren diese beiden noch Kinder zu nennen und entsprachen der alten jüdischen Regel, miteinander zu leben, bevor erotische Versuchungen ihnen überhaupt bekannt wurden; Jeanette Wohl hingegen war erwachsen, als sie verheiratet wurde.¹⁵ Nach neun unglücklichen Ehejahren erwirkt Jeanette, gegen heftigen Widerstand der Mutter, nicht nur die Scheidung,¹⁶ sondern darüber hinaus die Rückzahlung der Mitgift von 20.000 Gulden, wenn auch auf Raten. Sie nimmt ihren Mädchennamen wieder an und lebt im Hause ihrer Mutter.

Bei der Rekonstruktion der Lebensumstände der Familie Wohl durch Edith Vetter fehlen einige Details. Nicht erwähnt wird der Schwager Rindskopf, der bei der Scheidungsverhandlung Jeanettes Beistand gewesen ist. Erklärt werden müsste auch, wie es Jeanette gelang, den »heftigen Widerstand« ihrer Mutter so schnell zu besiegen, dass sie in deren Haus zurückkehren konnte. Ferner ist aus einem späteren Dokument des Juristen Reinganum zu erschließen, dass die Mutter sehr genau darauf geachtet hat, dass ein fehlender Teil der Mitgift nach dem Tod Ottens zurückgezahlt wurde.¹⁷

Folgen kann man Edith Veters Aufstellung der Adressen Jeanette Wohls und auch der Schlussfolgerung, die sie aus dem dauernden Wechsel der Wohnungen zieht:

¹⁵ Jeanette Wohls Alter ist nicht urkundlich gesichert. Im Hebammenbuch der Stadt Frankfurt findet sich kein Eintrag ihrer Geburt.

¹⁶ Als Grund für die Scheidung wird nirgendwo die Kinderlosigkeit angegeben, die eine Scheidung sehr leicht möglich gemacht hätte.

¹⁷ Schreiben von Dr. Reinganum an J. Wohl im Auftrag ihrer Mutter.

nach der Scheidung also wieder bei der Mutter, dann bei einer verheirateten Schwester auf der Pfingstweide [am heutigen Zoo], anschließend bei einer anderen an der Langen Straße/Ecke Schöne Aussicht. 1820 berichtet sie von einem ›Haus mit Gartenanlage‹, das sie sich hat bauen lassen. Wo es sich befand, war nicht zu ermitteln. Im Oktober 1821 lautet ihre Adresse: bei Herrn Dr. Stiebel, An der schönen Aussicht, 1827, als Heine Börne besucht, wohnt sie »im Wollgraben«. Ihr Versuch mit der eigenen Wohnung scheint gescheitert zu sein, [...] Auch eine so eigenständige junge Frau unterwarf sich offenbar den von der Gesellschaft bestimmten Regeln, wonach eine alleinstehende Frau keinen eigenen Hausstand zu führen hat.¹⁸

Sie hat die »Lene«, die Besorgungen macht, ihr Essen bringt, auch Post holt. Tagsüber ist sie allein und beginnt, für sich zu lesen, zu musizieren, Sprachen zu lernen, auch als gute Tante steht sie den Kindern ihrer Schwestern jederzeit zur Verfügung. Das ändert sich nicht wesentlich, als sie Börne kennenlernt, nur wird er in ihren Kreis einbezogen, der sich abends zum Tee bei ihr trifft.

Ludwig Börne hat 1817/18 eine lange Zeit der Entfernung von Frankfurt hinter sich, mit nur zwei kurzen Zwischenaufenthalten, die ihn dazu veranlassen, das jüdische Leben im Ghetto ironisch zu verarbeiten. Jakob Baruch, Börnes Vater, hatte sich schon 1800 dafür entschieden, dem Rat des Hauslehrers Jakob Sachs zu folgen und den Sohn nach Gießen in die Privaterziehungsanstalt des Orientalisten Hetzel zu geben, in der er auch von August Friedrich Wilhelm Crome¹⁹ unterrichtet wurde. Börnes Entwicklung vom Judentum weg ist hiermit eingeleitet und wird in den folgenden Jahren nicht mehr aufgehalten werden. Er lernt später das sehr viel freiere jüdische Leben in Berlin im Haus von Henriette und Marcus Herz kennen, erlebt den aufmerksamen Blick des erfahrenen guten Arztes, der sofort Engbrüstigkeit diagnostiziert und am Schabbat (!) Reitunterricht verschreibt, der den Pensionär Börne auch zum Vorlesen nach Tisch anhält und eine Einführung in Philosophie bei Lazarus Bendavid als Grundlage jeder wissenschaftlichen Tätigkeit empfiehlt. Aber weder das eine noch das andere kann länger wirken, da Marcus Herz schon am 19. Januar 1803 plötzlich stirbt und dadurch der geordnete Haushalt für eine Weile aus den Fugen zu geraten scheint. Doch der von leidenschaftlicher Zuneigung zu der zweiundzwanzig Jahre älteren Henriette ergriffene, verliebte Jüngling

¹⁸ Vetter, S. 20.

¹⁹ August Friedrich Wilhelm Crome (1753–1833) war Professor für Kameralistik in Gießen, Statistiker und Volkswirtschaftler.

Börne lässt sich durch ihr umsichtiges Verhalten langsam wieder auf die Bahn seiner Ausbildung bringen. Auch sein Vater stimmt zu, ihn nach Halle zu dem bekannten Arzt Johann Christian Reil, einem der Begründer der modernen Psychiatrie, zu geben, der Marcus Herz und auch Henriette Herz gut bekannt war und von ihr empfohlen wurde. Das ist umso erstaunlicher, weil Reil kein Jude ist und in seinem Haus jüdisches Leben nicht mehr gewährleistet sein wird. Offenbar ist Jakob Baruch, Börnes Vater, schon in einer der moderaten Phasen seines Lebens, die ihm im Ghetto und auch von seinem Sohn nachgesagt wird.

Im Sommer 1803 zieht Börne nach Halle. Es haben sich zwei unveröffentlichte Briefe erhalten, die seine Stimmung in der ersten Zeit in Halle wiedergeben. Sie werden hier erstmals vollständig abgedruckt.

Halle d. 15ten July

1803

Theuerste Eltern!

Ich bin gestern hier angekommen. Ich habe eine sehr angenehme Reise gehabt. Sonntag war ich von Berlin abgereist, und gelangte Montag Abend zu Deßau an. Ich blieb Dienstag und Mittwoch zu Deßau und besah die Merkwürdigkeiten in und um der Stadt. Donnerstag Morgen ließ mich Reil mit seinem Wagen abholen u. ich fuhr nebst deßen Tochter die in Deßau in Pension ist nach Halle. Ich habe eine schöne Stube mit einer Kammer. Reil ist so sehr mit Geschäften überhäuft, daß er noch sehr wenige Worte mit mir hat sprechen können.

Ich bin noch sehr traurig darüber daß ich Berlin verlassen mußte, und oft kömt mir's vor als wär's ein bloßer Traum und als wäre ich noch dort. Ich kann mich gar nicht recht schicken in dieser Veränderung die mir so vieles nahm was mir theuer war und mir keinen Ersatz dafür gab. Es wäre undankbar, liebe Eltern, wenn ich darüber murren wollte daß Sie mich hierher schickten, denn es ist zu meinem Besten. Das sehe ich selber ein, aber hätte nicht das Nützliche mit dem Angenehmen vereinigt werden können? Es ist schlimm daß mir die Leute

bey denen ich jetzt bin nicht lieb seyn können denn es wäre für mich ein Sporn mehr gewesen, diesen Menschen zu gefallen, u. das fällt weg wenn ich sie nicht leiden kan. Ich habe noch vieles in Ordnung zu bringen, deswegen mache ich heute meinen Brief kurz. Ich bin Ihr gehorsamer Sohn

Lion Baruch [Ludwig Börne]

Halle den 27ten August

1803

Ihren Brief, lieber Vater, habe ich mit vielen Freuden erhalten. Ich erkenne mit dankbarer Rührung Ihre Güte, daß Sie meine vorige Auflehnung vergeßen wollen. Ich, werde oft daran denken müssen, und mit Verdruß auf jene verlohrene Zeit zurücksehen die ich so mannichfaltig und so vielfältig hätte benutzen können. Soll ich Ihnen versprechen mich so aufzuführen daß Sie an das Vergangene nicht wieder erinnert werden? Ich kann es nicht. Und welcher Mensch könnte es? Wenige Männer nur möchten sagen können: ich will das thun, junge Leute werden ewig von ihren Launen getrieben und von ihren Leidenschaften. Unter Vielen die sich durch Fleiß und Thätigkeit in ihren Jugendjahren ausgezeichnet haben, hatten Wenige den Trieb von innen, die Meisten spornte Ehrgeiz und Ruhmsucht. Meine Wißbegierde ist groß, auch ich fühle den Drang von innen, aber wenn mich der verläßt so ist auch mein Fleiß weg, den ehrgeizig bin ich nicht. Lateinisch und Griechisch und was zur Lateinischen und Griechischen Litteratur gehört machen den größten Theil meiner Beschäftigung aus. Seit einiger Zeit arbeite ich mit vieler Lust, und ich fühle daß ich Fortschritte mache. Ich übersetze jezt den Horaz ins Deutsche, er ist meine Lieblingslektüre, und ich hänge mit ganzer Seele an ihn.

Meine liebe Mutter und Geschwister grüße ich herzlich. Ich bin Ihr gehorsamster Sohn

Lion Baruch [Ludwig Börne]²⁰

Man sieht an diesen Briefen deutlich, dass Ludwig Börne versucht, auch seinem Vater Einblick in seine Gedanken und seine Entwicklung zu geben. Leider ist kein Brief des Vaters erhalten, so dass die Beziehung zwischen Vater und Sohn nur vom Text des Sohnes aus zu kommentieren ist.

Er bleibt aber auch mit Henriette Herz, die er nun »Liebe Mutter« nennt, jahrelang in Briefkontakt, und dieser erhaltene Briefwechsel ist eine in vieler Hinsicht interessante Quelle über den heranwachsenden Schriftsteller, die einer intensiven Bearbeitung, Kommentierung und Einbettung in den jüdischen Zeithintergrund bedürfte, um sie für die neuere Börne-Forschung zu entdecken.

Erst langsam gewöhnt sich Börne in Halle ein, muss zunächst wieder ein Gymnasium besuchen und wird erst im April 1804 als Student der Medizin immatrikuliert. Er hört aber vor allem bei Henrik Steffens über Schellings Naturphilosophie und bei Schleiermacher, Henriettes engem Freund, Ethik, der nach einer Phase freundlichen Entgegenkommens der Freundin

²⁰ Kopien der Briefe im Besitz des Archiv Bibliographia Judaica e.V., Frankfurt a. M., bisher unveröffentlicht.

gegenüber harte Urteile über ihn fällt: »Louis Baruch [Ludwig Börne] liebt und hätschelt seine Faulheit und Eitelkeit und will von allen Menschen entweder gehätschelt werden oder hochmütig über sie hinwegsehen.«²¹ Auch Henriette mahnt ihn dauernd, fleißiger zu sein: »Sie wissen es nicht was Sie sich für die Folge anthun mit dieser Nachgiebigkeit gegen sich selbst – mit diesem Tödten Ihrer Kräfte – [...]«²² Wenn man dann in der Antwort liest, wie taktvoll und zartsinnig die Freundin, die an einem hartnäckigen Husten leidet, getröstet wird: »[...] denn Sie haben gar nicht den Bau der Brust, der für Kränklichkeit dieser Art sehr empfänglich wäre. Ich habe viele Jahre lang unendlich viel an meiner Brust leiden müssen, und weiß wie sehr diese Krankheiten vorzüglich geeignet sind unsern Muth sinken zu machen«²³, dann wird daraus deutlich: Außer Marcus Herz hat bis zu dieser Zeit noch keiner an eine physische Ursache für die Faulheit Börnes gedacht.

Am 17. Oktober 1806, drei Tage nach der Schlacht bei Jena zieht Napoleon in Halle ein, die Universität wird geschlossen und Börne reist nach Berlin zu Henriette. Dort beginnt er zu schreiben, eine erste Rede an die Juden, die er drucken lassen möchte, deren Druck aber von der Zensur verboten wird. Die durch Napoleons Siege veränderte Situation der Juden gibt Börne ein literarisches Lebensthema. Er beginnt, sich intensiv mit der Situation der Juden in der Vergangenheit und in seiner Gegenwart zu beschäftigen, und er erkennt die Möglichkeit, das ungeliebte Medizinstudium aufgeben zu können, denn nach den Siegen Napoleons können Juden in den Ländern des Rheinbundes seit 1806 unbeschränkt studieren. Als der Vater zustimmt, dass Ludwig Börne an die Universität Heidelberg wechselt, scheint das Kapitel Halle erledigt zu sein. Doch eine Auseinandersetzung mit dem Vater folgt noch, da er in Halle einen Schuldenberg, hauptsächlich für Süßigkeiten, hinterlassen hat, den seine Gläubiger von seinem Vater einzutreiben suchen. Diese strengen schließlich einen Zivilprozess an, der erst 1815 zu ihren Gunsten entschieden wird.

Im übrigen beginnt Börne in Heidelberg das Leben etwas zu genießen, unternimmt Wanderungen und Bootsfahrten, freut sich an der herrlichen Landschaft. An Henriette Herz aber schreibt er am 25. September 1807:

²¹ Inge und Peter Rippmann, Ludwig Börne, Sämtliche Schriften, 5 Bände, 1964–1968, Düsseldorf und Darmstadt. Hier: Bd. 3, S. 992. Br. v. 12.11.1804 Halle.

²² Rippmann, Bd. 4, S. 98. Br. v. 10.9br.04 Berlin.

²³ Rippmann, Bd. 4, S. 99. Br. v. 12.11.1804 Halle.

Ich befinde mich übrigens sehr wohl hier, und mir würde noch besser seyn, wenn nicht allerlei possierlich Malheur meine Situation etwas zweideutig machte. Nämlich da ich nahe an der elektrischen Atmosphäre der Frankfurter Judengasse wohne, so kömmt mir dann und wann von dorthen ein Gewitter über den Hals. Das heißt: mein Vater, der bald zufällig, bald absichtlich, hierher kömmt, benutzt die Gelegenheit, seinen Herrn Sohn die Revue passiren zu lassen. [...] er mischt sich in mein Studiren, welches mir sehr lästig ist. Denn nicht so thut er es, daß er sich überhaupt darum bekümmerte, ob ich fleißig sey oder nicht, denn dagegen könnte ich doch auch nichts einwenden. Aber er mischt sich darin, wie ich studire, und gibt mir allerley gute Lehren. Weil ich jetzt nämlich außer Obhut bin, so meint er, ich verstünde es nicht, meinen Studienplan mir selber einzurichten. [...] Da soll ich ihm nun sagen, was man in der Wassersucht brauche? was der Galvanismus sey? Natürlich antworte ich, was mir zuerst einfällt. Aber es macht mir viele Verdrießlichkeit.²⁴

Solche und ähnliche Vorfälle haben Ludwig Börne wohl endlich doch dazu gebracht, seinem Vater einen Brief zu schreiben, in dem er klar begründet, dass der Beruf eines Arztes für ihn keine Lebenserfüllung sein kann, dass er ganz andere Ziele hat. Es ist nicht sicher, ob der Vater diesen Brief je erhalten und gelesen hat. Es ist auch nicht bekannt, ob das Original noch existiert. Schon 1914 hat Ludwig Geiger diesen Text in Auszügen veröffentlicht,²⁵ aber ohne Datum und Quellenangabe, sodass eine Nachprüfung schon damals nicht möglich war. Es bleibt der Vorwurf, der Sohn äußere sich manchmal gehässig über Juden. Dazu sagt Börne:

Warum soll ich mich bemühen, gewisse Gesinnungen, die Deinen Beifall nicht haben, Dir noch einige Zeit zu verbergen, da sie Dir doch einmal kund werden müssen, weil ich weiß, daß sie mich nur mit dem letzten Atemzuge verlassen werden. Ich muß den Sohn vergessen, sobald ich daran denke, daß ich ein Jude bin. Hier stehe ich fest wie eine Mauer: die Tränen der Liebe, die Dolche des Hasses, Himmel und Erde sollen an meinem Starsinn scheitern. Man mag mich plündern bis auf das nackte Leben, aber die angeborenen Majestätsrechte der Menschheit lasse ich mir nicht rauben.²⁶

In der folgenden Zeit wird das Verhältnis zwischen Vater und Sohn eher wieder besser. Es gelingt Börne, das Medizinstudium aufzugeben, noch einmal die Universität zu wechseln und in Gießen bei seinem ehemaligen Institutslehrer Crome, der inzwischen an dieser Universität lehrt, 1808

²⁴ Rippmann, Bd. 4, S. 167f.

²⁵ Ludwig Geiger, Börnes Eltern, in: Der Zeitgeist, Beilage zum Berliner Tageblatt, 29. 06. 1914.

²⁶ Ebd.

zum Doktor der Philosophie zu promovieren. Er reicht zwei kleine Abhandlungen ein: »Von dem Gelde« und »Über die geometrische Gestalt des Staatsgebiets«, von denen die Fachleute keine hohe Meinung haben. Dennoch nimmt Crome sie an und befreit Börne von weiteren Prüfungen. Bezeichnend ist, dass der Vater ihn jetzt nur noch »den Doktor« nennt, weil er eins seiner Ziele erreicht zu haben glaubt, es könnte sich nämlich für seinen Sohn mit diesem Titel die Aussicht auf einen Verwaltungsposten ergeben.

Jakob Baruch hat indes längst schon eingesehen, dass dieser Sohn kein Kaufmann ist und sich nicht so wie seine drei Brüder selbst eine Position schaffen kann. Man muss diese Besorgtheit mit bedenken und in all seiner Umständlichkeit während der Studienbetreuung auch die Worte des reichen und erfolgreichen Großvaters Simon Baruch mithören: »Laß mir den Jungen nur gehen, das gibt noch mal einen großen Mann.«²⁷

Einen Blick auf Börnes Vater Jakob Baruch gewährt eine Aktencharakteristik im Frankfurter Stadtarchiv, die Ludwig Marcuse zitiert hat: »[...] hat Verstand, ist ein Hofmann, bald altgläubig, bald Neolog, wie eine Wetterfahne.«²⁸ Börne schilderte ihn als »weltklug«, als einen »Mann des Korrekten.«²⁹ Börnes Großvater Baruch Simon zuliebe wurde Jakob ein Honorarier der jüdischen Gemeinde, Inhaber ihrer Ehrenstellen, Repräsentant ihrer Politik – und Diener des Ansehens, das er genoss; ein unfreier Mann, der sich bei den höchsten Herrschaften größter Beliebtheit erfreute. Der Geheimrat von Götz beglückwünschte die jüdische Gemeinde zu ihrem Wiener Kongress-Delegierten Jakob Baruch:

Dabei kommt ihm seine Bildung, welche er an den Höfen und im Umgang mit Menschen vom besten Charakter erhalten, seine Menschenkenntnis, sein angenehmer und reiner Vortrag und sein Phlegma zu statten, und diese tugendhaften Eigenschaften verschaffen ihm auch überall Eingang, gute Aufnahme und gefällige Rücksicht auf das, was er für seine Gemeinde kurz, bündig und lichtvoll anbringt. Ein typischer Ghetto-Jude: er beherrschte die Situation mit dem Verstand und ordnete sich ihr unter mit dem Rücken, Er war über den Dingen durch seinen Kopf; und unterwarf sich, weil er die Stellung seines Volkes kannte. »Er hatte zu viel Verstand für seine Stellung«, so urteilte Louis Baruch über seinen Vater.³⁰

²⁷ Vetter (wie Anm. 1, S. 11.)

²⁸ Ludwig Marcuse, Ludwig Börne, Aus der Frühzeit der deutschen Demokratie. Zürich 1980, S. 25.

²⁹ Ebd.

³⁰ Ebd.

Gleich nach der Promotion 1808 beginnt Ludwig Börne die »Freimütigen Bemerkungen über die ›Stättigkeits- und Schutzordnung für die Judentum in Frankfurt am Main« zu verfassen, um damit eine große kritische Auseinandersetzung mit den Problemen, mit denen sich das Judentum jetzt wieder auseinandersetzen musste, zu unternehmen. Die Arbeit entsteht während einer Diskussion über eine neue »Stättigkeits- und Schutzordnung«, die das alte Judenstatut der Stadt Frankfurt ersetzen soll und einige Erleichterungen bringt, aber nicht zur vollständigen Emanzipation führt.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Börnes Schrift von seinem Vater oder der jüdischen Gemeinde angeregt worden ist, aber doch ungedruckt blieb, weil er nicht vom orthodoxen Standpunkt aus geschrieben hatte.³¹ Für sich unternahm er jetzt aber weitere Schritte, die seiner Einschätzung der jüdischen Situation entsprachen. 1808 wird er in die Freimaurerloge »Zur aufgehenden Morgenröthe« in Frankfurt aufgenommen, einer humanistischen Loge, die Juden und Christen zu Mitgliedern hatte. In zwei überlieferten Reden bekennt er sich zu den maurerischen Idealen.³²

Am 28. November 1811 tritt er durch Vermittlung seines Vaters beim Oberpolizeidirektor von Itzstein eine Stelle als Polizeiaktuar im Römer, dem Sitz der Frankfurter Regierung, an. Das war unmittelbar, bevor die Frankfurter jüdische Gemeinde sich von der Stadt gegen eine Ablösumme von 440 000 Gulden das Bürgerrecht erkaufte.

Als Polizeiaktuar wird Ludwig Börne als sehr gewissenhaft beschrieben, 1813 auch als tapfer, als er beim Einzug bayerischer Truppen deren Plünderungsversuche im Römer mit anderen Beamten mit gezogenem Degen verhinderte. Die Befreiung der deutschen Staaten von den napoleonischen Armeen setzt seiner Beamtenlaufbahn ein schnelles Ende. Während eine Delegation der jüdischen Gemeinde unter Leitung seines Vaters Jakob Baruch versucht, sich vom Wiener Kongress die neu erworbenen Bürgerrechte der Juden bestätigen zu lassen, erklärt die Stadt Frankfurt diese neuen Rechte für ungültig und lässt die alten Bestimmungen der sogenannten Stättigkeit wieder in Kraft treten, sie setzt sich sogar über eine Intervention Metternichs und Hardenbergs hinweg.

³¹ Vgl. R. Heuer, Börnes Schilderung des Frankfurter Ghettos in: Neues Jahrbuch 1, (Eigenverlag ABJ) Frankfurt am Main 2011, S. 9–21.

³² Rippmann, Bd. 1, S. 126–134.

Der Aktuar Börne will sich von seiner Stelle auch durch Zuweisung geisttötender Arbeit nicht vertreiben lassen; doch wird er im März 1815 entlassen, als sein Bruder mit anderen Freiwilligen der Stadt Frankfurt die napoleonische Armee bis nach Frankreich verfolgte. Börne schreibt selbst: »Während meine Mutter in Angst und Kummernis war, ihr geliebter Philipp [...] möchte für die deutsche Freiheit totgeschossen werden, entsetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war.«³³

Nach monatelangem, erbittertem Streit gelingt es ihm, beim Frankfurter Senat die Zuerkennung eines reduzierten Ruhegehalts von 400 Gulden pro Jahr zu erreichen.

Zu Beginn des Jahres 1818 stellt er beim Frankfurter Senat den Antrag, seinen Namen ändern zu dürfen. Der erste Antrag wird abgelehnt, da er keine Gründe genannt habe. So gibt er am 14. März 1818 ergänzend an:

Da außer dem Drang, meine Ansichten auszusprechen, auch der Wunsch, mir eine Erwerbsquelle zu eröffnen, mich zu diesem literarischen Unternehmen bestimmt, so darf ich nicht unbeachtet lassen, was hierbei Gedeihliches oder Hinderliches eintreten könnte. Aber ein Umstand letzterer Art wäre der Name, den ich führe, indem er mein Religionsverhältnis zu unverkennbar bezeichnet und dem Zutrauen des lesenden Publikums in den Weg tritt, das ich gleich zum voraus in Anspruch nehmen muß, um den mit der Herausgabe einer Zeitschrift zu verbindenden Vorteil mir durch Bildung einer Abonnentenliste sicherzustellen.³⁴

Die Klarheit, mit der in dieser Eingabe Antisemitismus der potentiellen Leser vorausgesetzt wird, scheint den Senat nicht verwundert zu haben. Nur der Name »Börner«, den er zunächst vorgeschlagen hatte, wird abgelehnt, weil es in Frankfurt schon einen Träger dieses Namens gibt. Am 11. April 1818 erhält er die Zustimmung des Senats, sich »Börne« nennen zu dürfen. Börne, der sich dann auch am 5. Juni 1818 von dem lutherischen Pastor Bertuch in Rödelheim taufen lässt, hat nach Inge und Peter Rippmann »die lebendige Beziehung zur jüdischen Orthodoxie verloren«, darum »muss der Emanzipations- und Assimilationswille zur Änderung des Religionsverhältnisses führen, zumal sich die echte Hinneigung zum Christentum bei Börne immer deutlicher ausprägt.«³⁵ Diese These ist sehr fragwürdig, hatte Börne doch niemals eine »lebendige Beziehung zur Orthodoxie« gehabt. Auch der ebenfalls sehr dezidiert geäußerten Auffassung,

³³ Rippmann, Bd. 3, S. 1076.

³⁴ Ebd., Bd 3, S. 998.

³⁵ Ebd., Bd 3, S. 999.

Börne sei »dem eigentlichen Anliegen des deutschen Judentums, die bürgerliche Emanzipation herbeizuführen, zeit seines Lebens verpflichtet«³⁶ geblieben, ist zumindest insofern zu widersprechen, als das deutsche Judentum 1818 gewiss nicht mit einer Stimme sprach, sondern in verschiedene Richtungen strebte. Zwar hat die Frankfurter Gemeinde den Versuch unternommen, durch die 1814 geleistete Geldzahlung die rechtliche Emanzipation zu erkaufen, am Ende allerdings erfolglos.

1818 hat Ludwig Börne alles so weit vorbereitet, dass seine Zeitschrift *Die Wage – Eine Zeitschrift für Bürgerleben, Wissenschaft und Kunst* im Juli erscheint. Mit dem ersten Heft beginnt Börne seine Laufbahn als Zeitschriftsteller. »Dieses Wort stammt von ihm und ersetzt heute, mit unverbrauchten Farben, das abgegriffene Zeichen ›Journalist‹. Börne schrieb aus der Zeit gegen die Zeit für die Zeit: Börne war die Niederkunft des Journalismus.«³⁷

Die *Wage* hat Erfolg und macht ihn bekannt, aber viele Schwierigkeiten mit der Zensurbehörde sorgen für dauernde Aufregungen.

Erste Begegnungen zwischen Jeanette Wohl und Ludwig Börne

Vor dem Hintergrund seiner politischen Arbeit wirken die ersten schriftlichen Kontakte Börnes mit Jeanette Wohl wie heitere Zwischenspiele. Die kleinen Gedichte und »Billets« gehen dem 1818 einsetzenden, kontinuierlichen Briefwechsel voraus. Obgleich sie bereits ediert worden sind, seien sie hier zum besseren Verständnis des enger werdenden Verhältnisses zwischen Börne und Wohl auszugsweise wiedergegeben: Am 20. März 1817 ist ein Gedicht »Mit Goethes Faust« datiert, der Schlussvers lautet:

›Wie heißt die Seltne, der beides ward geschenkt, / Des Mannes Klarheit und der Frauen Milde, / Die so weiblich fühlet, aber männlich denkt? – Ich forscht’ – und fand es unter Deinem Bilde.‹

[...] Vergessen Sie nicht, wie liebenswürdig Sie sind, und lassen Sie meiner Pünktlichkeit in Bezahlung aller Schulden Gerechtigkeit widerfahren,

Ihr Freund

Dr. Baruch [Börne]

³⁶ Ebd.

³⁷ Marcuse, S. 48.

Die Eigenschaften, die Börne hier Jeanette Wohl zuschreibt, stimmen mit denen überein, die andere Freunde bei ihrer Schilderung verwendet haben, aber er versucht auch gleich, seinen Eindruck kritisch zu grundieren. Diese ersten, nur unvollständig erhaltenen Billetts unterscheiden sich von den späteren Briefen. Die Billetts konnten in die vorliegende Edition keine Aufnahme finden, da zum einen die Datierung unsicher ist, zum anderen sind viele nicht erhalten geblieben, so dass eine gewissenhafte Edition kaum möglich war. Einige wenige Dokumente sind in der Rippmannschen Edition abgedruckt. Es sind meist nur flüchtige Nachrichten, oft nachträglich von Jeanette Wohl als Scherze gekennzeichnet. Aus ihnen geht hervor, dass trotz der unsicheren politischen Lage die Stimmung im Kreis um Jeanette Wohl nach dem Sieg über Napoleon heiter gewesen sein muss.

[Ohne Datum, vermutlich April 1818]

Liebe gnädige Frau!

Sie wüschten sich Schillers Werke. Könnte ich ruhig schlafen, solange Sie einen Wunsch haben, den ich erfüllen kann? Ich habe die Bücher bekommen. Nehmen Sie sie von mir zum Geschenke an; ich will auch recht artig sein, Ihnen alle Tage etwas vorlesen und Ihnen alle mögliche Freuden zu machen suchen. Auch will ich Sie dafür sehr liebhaben, noch 6 Wochen länger, als ich mir es vorgenommen.

An Madame Wohl

Wohlgeboren

Dahier

In einem Kollektivbrief mit Rosette, Süßchen und Fanny Ochs verfasste Börne diesen Beitrag:

Da ist auch mein Gruß, liebe Jeanette. Ich mußte mich aus einem eignen Grunde der Hand eines Sekretärs bedienen. Diesen Vormittag nämlich war ich, wie alle, beschäftigt, Kuchen zu backen. Als ich nun einen süßen herrlichen Teig geknetet, steckte ich aus Leckerhaftigkeit drei Finger in den Mund, um sie abzulecken, und ging dabei mit so vieler Hast zu Werke, daß ich mich blutig biß und mich daher zum Schreiben unfähig machte. – Nach der Hochzeit schreibe ich Dir weitläufiger. In Deinem Briefe, den wir heute erhielten, sind mehr Fehler, als Du selbst hast, nämlich einer. (Reißen wird nicht mit ß, sondern mit einem s geschrieben.) Wenn das Dein Lehrer, der Dr. Börne erführe, er hätte den größten Ärger daran. Lebe wohl und amüsiere Dich recht sehr. – In der größten Verwirrung grüße ich noch Juste und Gette [Guste und Jette].³⁸

³⁸ Rippmann, Bd. 4, S. 177.

Diese kleinen Proben aus den Billetts zeigen schon, wie der verliebte Börne zunächst mit der zurückhaltenden Jeanette umgeht, mit einer Mischung aus werbender Hochachtung, mit der Übersendung von Geschenken, die er verspricht, ihr vorzulesen und zu erklären. In seinem Tagebuch aus dieser Zeit, das die Billetts ergänzt, steht eine Analyse von Goethes *Erkönig*, die er nach Jeanettes Aufforderung nach einem Besuch bei ihr geschrieben hat. Am 17. Januar [1817?] hat er eingetragen:

Nein, ich will geblendet gewesen sein, will falsch gesehen haben. Sie nahmen die Notenblätter vom Pulte weg, warfen sie mit Heftigkeit aufs Klavier, so daß ein Teil derselben zur Erde fiel. Dann haderten Sie mit dem Verhängnis, mit der Natur, mit sich selber, weil – o das gestählte Herz muss in Tränen zerschmelzen, wenn es diesen Jammer erfährt – weil Sie im Klavierklimpen nicht die erwünschten Fortschritte machen.³⁹

Solche Kritiken gehören zum Bild des »Weibes«, das in verschiedenen Texten aufscheint, auch wenn er Jeanette seine »liebe Tochter« nennt und ihr Verhaltensmaßregeln gibt, wie sie sich bei Tisch zu benehmen hat:

Kurzer Unterricht für meine Tochter Jeanette, wie sie sich bei dem ihr bevorstehenden Mittagessen zu verhalten habe, um den Ruf eines wohlgezogenen Frauenzimmers zurückzulassen.

Liebe Tochter!

Da Du jetzt in die Jahre trittst, wo ein Mädchen anfängt, die europäische Aufmerksamkeit zu erregen, und wo man ihr jeden Schritt nachmißt, so wirst Du von Deinem besorgten Dich zärtlich liebenden Vater gewiß mit Dank die Regeln aufnehmen, die er für Dich bei Deinem heutigen öffentlichen Erscheinen entworfen hat. Ich kann nur kurz sein, aber da wo meine Rede der Erläuterung bedarf, wirst Du sie bei Deinem Freunde Dr. Börne finden. Diesem lieben jungen Mann kannst Du Dich überhaupt in allen zweifelhaften Lagen des Lebens anvertrauen. Er liebt Dich, er achtet Dich, und ich wäre der glücklichste Vater, wenn Deine Neigung meinen Wünschen entspreche. [...].

Während hier einige Jiddische Wörter mitten in dem bewusst feinen Hochdeutsch komisch wirken: »Lasse se mer main' Menuche. Er: Befehle se an Stückche Kuche«⁴⁰, wird Komik später mit anderen Mitteln erreicht.

Die folgenden ersten Briefe sind durchsetzt von Anspielungen auf die jüdische Tradition, die nicht mehr überall unter den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde als tragender Boden empfunden wird. So schon im ersten

³⁹ Rippmann, Bd. 1, S. 195, Tagebuch Dienstag, am 13. Januar [1817].

⁴⁰ Rippmann, Bd. 4, S. 188 f.

Brief Börnes vom 16. Juli 1818, der die jüdische Hochzeit von Röschen Ochs schildert:

[W]as ich von Röschen gestriger Hochzeit weiß, das interessiert Sie, und Sie werden es selbst von mir gern hören. Aber was ich nur will, ich weiß ja fast gar nichts. Ich hatte um ½ 6 abends Ihre Schwester Fanny abgeholt, wir gingen zu Ochs zusammen. Einige Herren waren noch dort, die Weiber spielten. Die Mädchen waren mißvergnügt, sie sagten, beim Mittagessen wäre es ganz jüdisch hergegangen: ungebetene Gäste hätten sich eingefunden, die gestört hätten. – Mit dem Essen habe man geeilt – das Dessert habe man seiner lieben Familie nach Hause geschickt usw.⁴¹

Von einigen der in der Korrespondenz ständig erwähnten Personen erfährt man nach und nach, dass sie schon Verbindungen eingegangen sind, die sie innerhalb der jüdischen Gemeinde gefährden. So hat sich Guste Wohl, eine Cousine Jeanettes, in den Katholiken Aloys Schmitt, den Komponisten und Klaviervirtuosen, der mit Börne befreundet ist, verliebt und heimlich mit ihm verlobt. Ihr Vater droht, sie zu enterben, und tut es auch. Das sind für Jeanette starke seelische Belastungen. Und doch ist nicht zu verkennen, wie sie sich unter Börnes Einfluss immer mehr entwickelt, selbstbewusster wird und die wichtigste Rolle in seinem Leben übernimmt.

Aber beiden stehen noch schwierige Auseinandersetzungen mit ihren Angehörigen bevor. Börnes Vater macht noch einen letzten Versuch, den Sohn nach Wien zu vermitteln. Wie fest er sich selbst an die Orthodoxie gebunden fühlt, wird deutlich, wenn man sieht, dass alle Briefe, die er an seine Frau schreibt, jiddisch formuliert sind. Dies mag noch nachvollziehbar sein, da seine Frau kaum Hochdeutsch verstand. Allerdings hat Jakob Baruch auch sein Testament und »Zettel« (Ergänzungen), der Tradition im Ghetto entsprechend, ursprünglich jiddisch verfasst und musste eine amtlich beglaubigte Übersetzung für die Stadt Frankfurt anfertigen lassen, obwohl er selbst Hochdeutsch schreiben konnte.

Die Emanzipation von der eigenen Familie mit ihrer Verwurzelung in der Frankfurter Gemeinde war nicht so leicht, wie es rückblickend erscheint. Auch dieser langsame, über Jahre andauernde Prozess kann durch den Briefwechsel gut nachvollzogen werden. Die offene Frage, warum Jeanette Wohl und Börne ihre Heiratspläne nicht verwirklicht haben, wird sich im Kontext des späteren, über 1824 hinausreichenden Briefwechsels erneut stellen.

⁴¹ Vgl. Brief 1 in der vorliegenden Edition.

3. Zur Editions-geschichte des Briefwechsels

RENATE HEUER

Will man die besondere Schwierigkeit der Transkription des Börne-Wohl-Nachlasses beschreiben, so liegt sie darin, dass beide Protagonisten aus ursprünglich orthodoxen Familien stammten und sich, umgeben von jiddisch sprechenden Verwandten, Bekannten und Angestellten, das Hochdeutsche erst mühsam aneignen mussten. Die besonderen Probleme einer historisch-kritischen Kommentierung sind im weiteren Lebensweg Börnes und Jeanette Wohls zu suchen. Es bedarf eines besonderen Einfühlungsvermögens, die langsame Loslösung aus diesem jüdischen Umfeld angemessen zu kommentieren und dabei die psychischen Befindlichkeiten der Protagonisten nicht außer Acht zu lassen. Diese wirken noch nach, als Ludwig Börne (ursprünglich *Löw Baruch*) sich aus eigener Kraft durch Taufe und Namensänderung losmachte und, nachdem er Jeanette Wohl zur Freundin gewonnen hatte, sie immer wieder drängte, sich auch aus ihrer jüdischen Umgebung zu befreien – letztlich ohne Erfolg. Jeanette Wohls späteres Drängen, Kritik an Juden in den Briefen nicht stehen zu lassen, sondern zu schwärzen, traf bei Börne auf Verständnis, und nach seinem Tod hatte sie freie Hand, aus seinen Nachlasstexten wegzulassen, was sie nicht bekannt zu machen wünschte.

Darüber hinaus gibt es Äußerungen von Besuchern in Paris, die nach Börnes Tod Texte erbaten und auch erhielten, die Jeanette abtrennte, um sie ihnen zu schenken. Man muss bedenken, dass die Eheleute Straus-Wohl¹, zwar sehr viel Arbeit und Mühe auf Börnes Texte verwendet haben, aber beide keine Literaten oder Philologen waren, so dass man dankbar sein muss für das Nachlassmaterial, das von ihnen bewahrt und aus Paris nach Frankfurt überliefert wurde.

¹ Der zweite Ehemann von Jeanette Wohl hieß Salomon Straus.

Die erste nach Börnes Tod erschienene Gesamtausgabe wurde von Maximilian [Mayer] Reinganum besorgt.² Der promovierte Rechtsanwalt und Notar Reinganum war mit Börne eng befreundet und hatte ihn auch als Anwalt vertreten. Eine weitere Bindung kam dann auch mit Jeanette Wohl zustande, die mit Reinganums späterer Frau Pauline Hirsch, ihrer Reisebegleiterin, befreundet war. Jeanette Wohl half dabei, den Widerstand der Familie Reinganum gegen die Ehe mit Pauline Hirsch zu überwinden. Reinganum war am 27. Mai 1821 evangelisch-lutherisch getauft worden und wurde am 8. November 1821 als Advokat in Frankfurt zugelassen, er blieb das bis zu seinem Tod 1878. Seine Braut ließ sich am 31. August 1827 ebenfalls evangelisch-lutherisch taufen. Nach Zahlung von 100 Reichsthälern an die Stadt konnte Reinganum sie heiraten. Das Ehepaar kannte selbstverständlich die jüdischen Familienverhältnisse von Börne und Wohl genau. Reinganum konnte 1862, als er die bei Rütten & Loening erschienene Börne-Ausgabe besorgte und eine biographische Skizze »Aus Börnes Leben« dazu schrieb, nicht mehr daran interessiert sein, die spezifisch jüdischen Sachverhalte, die für das Verständnis Börnes und den historischen Kontext unbedingt zu beachten waren, aufzuklären.

Am interessantesten ist unter den Editoren sicher Ludwig Geiger.³ Er war es, der die erste historisch-kritische Gesamtausgabe 1911–1913 unternahm, von der aber nur sechs Bände erscheinen konnten. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde die Edition unterbrochen und nach Geigers Tod 1919 von dessen Mitarbeitern nicht wieder aufgenommen. Mit Recht wird sie von späteren Editoren gewürdigt, ist sie doch die erste, die nach literaturwissenschaftlichen Kriterien erstellt wurde. Ludwig Geigers unvollständige Edition wurde zum Vorbild und zur Grundlage der ab 1964 von Inge und Peter Rippmann herausgegebenen *Sämtlichen Schriften* Ludwig Börnes.⁴ In ihrem Vorwort setzen sich die Herausgeber mit den früher veranstalteten Börne-Ausgaben auseinander, beginnend mit der ersten, von Börne 1829–1832 in acht Bänden selbst zusammengestellten bis zu Ludwig Geigers Edition.

² Ludwig Börne: Gesammelte Schriften. 12 Bände, Hamburg/Frankfurt am Main 1862.

³ Ludwig Geiger, Börnes Werke: Historisch-kritische Ausgabe in 12 Bänden, Berlin [u. a.] o. J. [1911] [unvollständig].

⁴ Inge und Peter Rippmann, Ludwig Börne. Sämtliche Schriften. 5 Bände, Düsseldorf /Darmstadt 1964–1968 (Nachdruck: Dreieich 1977).